

Johann Oekolampad und die Reformation in Basel

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt für Basels Jugend**

Band (Jahr): **46 (1868)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1006860>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

68

46,
XLVI.

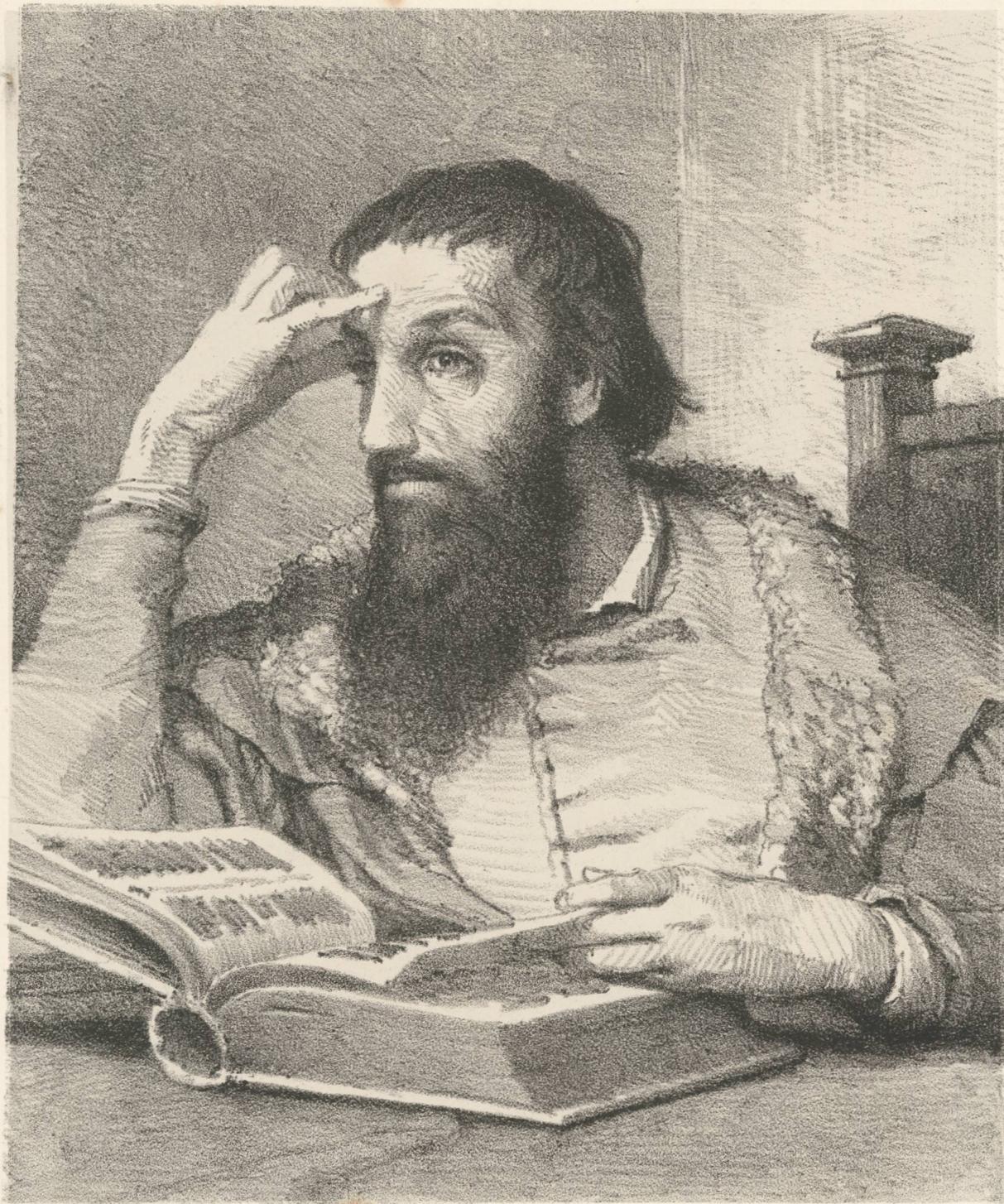
Neujahresblatt.

1868



1868

E/11



Imp. Pilet et Cougnard à Genève.

XLVI.

Neujahrsblatt

für

Basels Jugend,

herausgegeben

von der

Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen.

1868.



Druck von Felix Schneider.

Johann Dekolampad und die Reformation in Basel.

Wir sind mit der Geschichte Basels, die wir in einer Reihe von Neujaarsblättern auch erzählt haben, bei dem großen Wendepunkte angelangt, welchen das religiöse und das kirchliche Leben nicht nur hier, sondern in Deutschland zunächst, und dann in einem großen Theil von Europa zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts genommen hat. Die Geschichte der Reformation im Großen und Ganzen dürfen wir als bekannt voraussetzen, und auch manches Einzelne aus der Reformationsgeschichte der Vaterstadt werdet ihr hier nicht zum erstenmal vernehmen. Gleichwohl soll sich das Bild derselben in ihren Hauptzügen vor euren Augen entrollen.

Welche bedeutende Stellung Basel, als Sitz eines Bischofes, schon in den Zeiten des Mittelalters gehabt, welche großartige Stiftungen hier sich aufgethan, wie die bedeutendsten geistlichen Orden dieß- und jenseits des Rheines ihre Heimath, aber auch Kunst und Wissenschaft ihre Pflege gefunden, das ist in den frühern Blättern erzählt worden. Dort findet ihr auch die Geschichte der großen Kirchenversammlung, die bereits mit einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern sich beschäftigte, deren Ausgang aber nicht die erwartete Frucht trug. Damals war auch die vorherrschende Stimmung der Stadt eine der Priesterschaft günstige, wie dieß Aeneas Sylvius rühmend hervorhebt. Indessen hatte es schon im vierzehnten Jahrhundert nicht an Solchen gefehlt, denen das hereinbrechende Verderben der Kirche und der Verfall des sittlichen Lebens tief zu Herzen gieng, und die, weil sie eine allgemeine Reformation herbeizuführen weder die Macht, noch den Willen hatten, im Stillen einen innern Gottesdienst des Herzens pflegten, mit Gleichgesinnten zu einer verborgenen, aber weit verbreiteten Gemeinde verbunden. Das waren die Gottesfreunde des vierzehnten Jahrhunderts, deren Haupt, der „große Gottesfreund am Oberrhein“, Nicolaus von Basel, nach mancherlei Schicksalen im Jahr 1381 zu Wien ergriffen, der Inquisition überliefert und zum Flammentode verurtheilt worden war.

Aber auch die Männer der Kirche selbst, die Bessern unter ihren Vorstehern, machten vielfache Versuche, das christliche Leben zu heben, wo es gesunken war. Zu diesen gehört unstreitig der Bischof von Basel, Christoph von Utenheim. Er war im Frühjahr 1503 dem Bischof Kaspar zu Rhin auf dem bischöflichen Stuhl gefolgt. Einem adelichen Geschlechte des Elsasses entstammt, hatte er sich dem geistlichen Stande gewidmet, und war von dem Collegialstift Sanct Thomas in Straßburg in das Basler Domkapitel übergesiedelt. Im Jahr 1473 hatte er sogar die Würde des Rectorates an der unlängst gestifteten Universität bekleidet. Auch als Bischof behielt er die früher eingehaltene Einfachheit der Sitten bei; er verabscheute grundsätzlich allen Aufwand, alles Wohlleben und Vergnügen, und fand seine größte Befriedigung in den Uebungen der Andacht und in der Pflege der Wissenschaft. Das Lesen der heiligen Schrift war seine liebste Beschäftigung. Sein Wahlspruch war: *Spes mea crux Christi, gratiam, non opera quaero.* (Meine Hoffnung ist das Kreuz Christi, Gnade und nicht Werke suche ich.) Der Verfall der Kirche im Ganzen, und zumal des Bisthums Basel, gieng ihm tief zu Herzen. Nicht nur in weltlicher Beziehung hatte das bischöfliche Ansehen, der freien Bürgerschaft gegenüber, gewaltig verloren, sondern auch der geistliche Nimbus war bedeutend geschwunden, nicht ohne Schuld eines großen Theils der Geistlichkeit selbst. Galt Köln als das frömmste der Bisthümer in der großen Pfaffengasse am Rhein, so stand Basel im Rufe des „lustigsten“; immerhin ein zweideutiger Ruf! Die Ausgelassenheit der Diener der Kirche gieng aber dem frommen Herrn zu Herzen, und mehr als die Aufrechterhaltung seiner politischen Rechte, die er zwar auch nicht aus den Augen ließ, war ihm die Wiederherstellung der Kirchenzucht Gewissenssache. Schon die große Basler Kirchenversammlung hatte unter ihre zahlreichen Verbesserungsbeschlüsse auch den aufgenommen, daß jährlich zweimal in den verschiedenen Sprengeln der abendländischen Christenheit Provinzial- und Diözesan-Synoden gehalten werden sollten, zur Abstellung von Uebelständen und zu Einführung heilsamer Reformen. Aber wer hielt es? Die gesetzliche Vorschrift stand auf dem Papier, im Leben war sie längst wieder außer Uebung gekommen. Christoph von Utenheim aber beschloß gleich nach dem Antritt seines bischöflichen Amtes, die vernachlässigte Synodalordnung wieder in's Leben zu rufen. Dabei sah er sich unterstützt von dem gelehrten Humanisten Jakob Wimpfeling von Schlettstadt, dem das Schulwesen im Elsaß seine wesentliche Hebung verdankte. Ihn hatte der Bischof von Straßburg her berufen, um ihm bei dem Entwurf der Synodalstatuten behülflich zu sein. Den 23. Oktober 1503 wurde die Synode eröffnet. Eine große Anzahl Geistlicher aus allen Theilen des Bisthums fanden sich ein. In vollem geistlichen Ornate bewegte sich der Zug, von der neugierigen Volksmenge umwogt, in die Kathedrale. Nach gehaltenem Hochamte hielt der Bischof eine ernste Anrede, worin er die Geistlichen an die heiligen Pflichten ihres Amtes ermahnte und sie aufforderte, durch Tugend

und Rechtschaffenheit dem übrigen Klerus vorzuleuchten; wobei er ihnen, die oft das Zeitliche höher achteten als das Geistliche, das Wort des Herrn in Erinnerung brachte: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches Alles zufallen“; und auch auf jenes andere Wort wies er hin, das Alles zu meiden befiehlt, womit die Gerungen geärgert werden; denn auf den Wandel der Geistlichen sei der Blick der Menge je und je gerichtet. In das Einzelne der Statuten einzugehen, die freilich auch noch manches Aeußerliche enthielten und des tiefern Heilsgrundes entbehrten, gestattet uns der Raum nicht. Wir bemerken nur, daß der wohlmeinende Kirchenfürst auch von andern Geistlichen Basels in seinen Bestrebungen sich unterstützt sah. So von dem gelehrten Pfarrer zu St. Theodor, Dr. Joh. Ulrich Surgant von Altkirch im Elsaß, dessen im Jahr 1503 herausgegebenes Handbüchlein für Pfarrer (*manuale curatorum*) in einem evangelischen Sinne verfaßt war. Oder verdient diese Bezeichnung ein Büchlein nicht, welches unter allen Heilmitteln, wodurch der Kirche aufzuhelfen, das Wort Gottes in der heiligen Schrift obenan stellte und das heil. Evangelium die Bulle nannte, die des Bleies nicht bedürfe? Auch der Weihbischof, *Telamonius Limpurger*, Bischof von Tripolis (*in partibus*), gehörte zu den Männern der reformatorischen Richtung, während freilich die große Masse der Geistlichen auf ihren Privilegien bestand und auf ihre Rechte pochte, ohne immer in demselben Grade ihrer Pflichten zu gedenken. Dieser Masse gegenüber galt es, den Kreis der Gutgesinnten zu erweitern durch Berufung tüchtiger Männer aus dem Ausland. Es war wiederum aus dem benachbarten Elsaß, aus welchem der Bischof einen Mann berief, der in der Folge selbst über dessen eigene Reformationspläne hinausgieng und eben der Bewegungspartei sich angeschlossen, die in einem engeren Sinn als die reformatorische (evangelisch=protestantische) bezeichnet wird.

Wolfgang Fabricius Capito (Köpfli, Köpfel) aus Hagenau eröffnet die Reihe der Männer, die Basel zu seinen Reformatoren zählt, obwohl er für Basel nur eine vorübergehende Erscheinung war. Er war eines Schmiedes Sohn (daher der Beiname *Fabricius*). Der Vater trug Bedenken, den Sohn dem geistlichen Stande zu widmen. Dieser war in seinen Augen schon so gesunken, daß er meinte, nur ein Dummkopf oder ein Heuchler könne Priester werden; wenigstens, meinte er, sei es ein seltener Fall, daß man Einen unter ihnen finde, der, wie in Lehre, so in Leben und Wandel Andern vorleuchte, und in That und Wahrheit ein geistlicher Mensch sei. Wolfgang studierte daher erst die Heilkunde, und unter dem berühmten Ulrich Zasius zu Freiburg die Rechte, verband aber mit diesen Studien, wie alle begabtern Geister jener Zeit, das Studium des klassischen Alterthums. Er gehörte zu dem weit verbreiteten Bunde der Humanisten. Nun aber entschied er sich zuletzt doch für die Theologie. Die altherkömmliche scholastische Behandlung der Gottesgelehrtheit sprach ihn wenig an; durch die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum war er zu einer gesunden Schrifterklä-

rung hingeführt worden. Der Bischof von Speyer übertrug ihm die Stelle eines Stifts-
 predigers zu Bruchsal. Es war um eben die Zeit, als der Kampf der Rädler Theologen mit
 Neuchlin entbrannte. Einen Gesinnungsgenossen fand Capito an dem Franziskaner Conrad
 Kürsner (Pellican) aus Ruffach, damals Guardian des Minoritenklosters zu Pforzheim,
 ein aufgeweckter Kopf, der besonders in der hebräischen Sprache wohl bewandert war. Ein
 vertrautes Gespräch mit diesem Freunde, der ihn eines Tages im Jahr 1512 in Bruchsal be-
 suchte, zeigte, daß beide Männer, durch Wykliffe's Schriften angeregt und durch eigenes Bi-
 belstudium weiter in der Erkenntniß gefördert, die Lehre der Kirche von der Brotverwandlung
 im Abendmahl nicht mehr zu theilen vermochten. Weniger als mit Pellican stimmte Wolf-
 gang mit seinen Capitularen in Bruchsal. Diese suchten ihm das gelehrte Stillleben, in das
 er sich am liebsten versenkt hätte, dadurch zu erschweren, daß sie ihn mit allerlei äußerlichen
 Geschäften der Verwaltung und Führung von Prozessen in Sachen des Stiftsgutes belasteten,
 so daß ihm der Ruf nach Basel in Mitte des Jahres 1515 als eine wahre Erlösung erschien.
 Er kam in eine günstige Zeit. Basel stand auf dem Höhepunkt wissenschaftlicher Bedeutsam-
 keit. Die in ihrem Aufschwung begriffene Buchdruckerkunst, vertreten durch die Amerbache
 und Johann Froben, bot der schriftstellerischen Thätigkeit ein willkommenes Feld. Der ge-
 feiertste Gelehrte des Jahrhunderts, Desiderius Erasmus von Rotterdam, hatte sich
 unlängst hier niedergelassen, um die erste Ausgabe des griechischen Neuen Testaments mit
 Hülfe der Basler Presse an's Licht treten zu lassen. Auch die Kunst fand in Hans Hol-
 bein einen ihrer genialsten Jünger, der bald als Meister unter den übrigen Meistern her-
 vorragte.

Capito schloß sich an Erasmus an, und gieng ihm mit seiner hebräischen Sprachkennt-
 niß bei der Schrifterklärung an die Hand. Aber auch die Nothstände der Kirche giengen ihm
 zu Herzen. So forderte er in einer freimüthigen Zuschrift (August 1517) seinen Bischof
 auf, nicht länger dem sittlichen Verderben müßig zuzusehen, das die Geistlichkeit in den
 Augen des Volkes herabsetze. „Während der zwei Jahre, so schreibt er, in denen ich das
 Stiftspredigeramt an diesem erlauchtem Bischofsitze verwalte, habe ich mir oft und viel die
 Frage vorgelegt: woher die so große Lasterhaftigkeit bei der Priesterschaft? Die erste Antwort
 war: von der Sorglosigkeit der Obern, welche die Gottlosigkeit ungestraft hingehen lassen. Man
 sage doch nicht, die Laster seien so tief eingewurzelt, daß ihre Vertilgung unmöglich sei. Ich
 bin vielmehr der Meinung, daß kein Ding so böß in der Welt sei, welchem man nicht durch
 wachsame Thätigkeit begegnen könne, weit besser, als wenn man die Hände in den Schooß
 legt“. Der frühern Reformversuche des Bischofs und der von ihm gehaltenen Synode thut
 er keine Erwähnung. Man sieht daraus, wie wenig sie müssen gefruchtet haben. Diese kühne
 Sprache Capito's mag uns befremden, wenn wir seine spätere, mehr vorsichtige Haltung

Luthern gegenüber damit vergleichen. Dießmal scheint sein jugendlicher Muth besonders von Einsiedeln aus durch Zwingli's Einfluß belebt worden zu sein. Äußert er sich doch später darüber in einem Brief an Bullinger: „Ehe Luther an's Licht getreten war, haben Zwingli und ich, selbst damals, als er noch in Einsiedeln war, von der Nothwendigkeit gehandelt, den Papst zu stürzen; denn bei dem Einen, wie bei dem Andern war ein Licht aufgegangen, und unser beiderseitiges Urtheil über den Stand der Dinge hatte, theils durch den Umgang mit Erasmus, theils durch anhaltendes Studium guter Bücher, angefangen sich zu bilden und zu erstarren“.*)

Wenige Monate nach dieser Zuschrift Capito's an Christoph von Utenheim eröffneten Luther's Thesen gegen den Ablaß, die am Allerheiligenabend (31. Oktober) 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg zu lesen waren, das große Drama der deutschen Reformation, in welches von nun an die Reformationsgeschichte der Schweiz und Basels verflochten erscheint. Waren doch von diesem Augenblicke an alle Augen auf den kühnen Augustinermönch in Sachsen gerichtet, dessen Schriften nach allen Gegenden hin wie zündende Funken stoben? Auch Basels Pressen beeilten sich, diese Schriften zu verbreiten, und Capito war es namentlich, der, freilich mit Verschweigung seines Namens, im Oktober 1518 (also gerade ein Jahr nach dem Ausschlag der Thesen) eine Sammlung der seither erschienenen Schriften Luthers, den er als einen „zweiten Daniel“ pries, bei Froben veranstaltete, freilich zu großem Verdruß des behutsamen Freundes und Gönners Erasmus, in dessen Abwesenheit der Druck besorgt worden war. Ja, wie so viele der nach Licht und Freiheit strebenden Geister jener Zeit, trat auch er mit dem großen Vorkämpfer evangelischer Freiheit in Briefwechsel**). Das einmal hatte er, von Erasmus beeinflusst, den Versuch gemacht, Luthern auf eine mildere Bahn zu leiten, indem er so das allmählig (carptim) erreichen würde, was im Sturm zu erobern ihm schwerlich gelingen werde; während er ein andermal auch wieder dem Erasmus zuredete, sich der Verunglimpfung des großen Mannes zu enthalten. Sich offen für Luthern zu erklären, schien ihm aber noch nicht rathsam; obgleich er gestand, daß dessen Lehre auch in Basel schon tiefe Wurzeln geschlagen habe. Was seine eigene reformatorische Thätigkeit in Basel betrifft, so vermied er in seinen Vorträgen als Professor und Prediger alles theologische Gezänke, baute aber durch Erklärung des Briefes Pauli an die Römer, über dessen siebentes Kapitel er täglich predigte, auf den positiven Grund, so weit ihm Gott Gnade schenkte. In dieser evangelischen Predigtweise sah er sich unterstützt von seinem Freunde Caspar Hedio (Heid) aus Ettlingen in der Markgrafschaft Baden, der erst in St. Theodor, dann in St. Martin das Wort Gottes

*) Bei Göttinger, hist. eccles. Sæc. XVI, part. II, p. 207.

**) S. den Brief an Joh. Lange vom 18. Febr. 1518, bei deWette I, Nr. 55.

verkündigte. Unter Capito's Vorsitz disputirte unter anderm Hebio, um sich den Grad eines Licentiaten der Theologie zu erwerben, über die schwierige Lehre von der Gnadenwahl, worin schon kühne Aeußerungen in reformatorischem Sinn vorkamen, z. B.: „Die Sätze der Philosophen, die Bestimmungen der Päpste und Concilien sind nicht Herren und Richter in Glaubenssachen, sondern als Diener dem Glauben unterworfen“. Wie viel Antheil Hebio, wie viel Capito an diesen Sätzen gehabt, ist schwer zu ermitteln. Bald darauf wurde Capito durch Vermittlung Hutten's und Anderer als Domprediger nach Mainz berufen, im März 1519. Nur ungerne sah Hebio den Freund von hinnen scheiden. „Du kannst dir denken, schrieb er an Zwingli, wie schwer es mich ankommt, den theuersten Lehrer und Beschützer zu verlieren. Indessen muß ich mich drein schicken, weil es Gott so gefallen, daß dieser Vertreter die Wahrheit auch anderswo verkündige; denn dazu ist er vielleicht ausgesandt“. Er giebt dem Freunde das Zeugniß, daß er bei seinen Predigten nie auf Geldgewinn, auch nie auf den Schein es abgesehen, und rühmt, wie er dem Volke durch seine schlichten Vorträge den Sinn für die Wahrheit geöffnet habe; er weist auf die gewaltigen Fortschritte, welche das Volk bereits in der religiösen Erkenntniß gemacht habe. Das Volk sei wüthend über die Priesterschaft, die einen solchen Mann ziehen lasse, „der so grundgelehrt, was seine Wissenschaft, so apostolisch und untadelig ist, was seinen Wandel betrifft“. Die Priester dagegen vergleicht er den Bergesenern, die den Herrn aus ihren Grenzen gewiesen hätten, weil er ihnen unbequem war. Die Mainzer, hofft er, werden den Uebergesiedelten mit offenen Armen aufnehmen. — Hebio aber nahm das Werk auf, wo Capito es fallen gelassen. Hatte dieser in der letzten Zeit vor einer zahlreichen Zuhörerschaft über das Evangelium des Matthäus gepredigt, so nahm Hebio sich vor, da fortzufahren, wo Capito stehen geblieben; „denn (so schreibt er) dieser gesunden Lehre bin ich mit Leib und Seele ergeben, trotz des Geschreies der Mönche“.

Daß der Hof von Mainz, an welchen sich Capito begab, gerade nicht der Boden war, auf welchem Capito's Reformationstrieb sich ungehindert entfalten konnte, liegt zu Tage. War doch der Churfürst und Erzbischof Albert von Mainz, trotz wiederholter Mahnungen Luthers, nicht zu bewegen gewesen, dem Ablassunfug zu steuern! Wollte Capito dessen Gunst nicht verscherzen, so mußte er wenigstens sehr leise auftreten, und so richtete er auch im Jahr 1522 an Luthern auf der Wartburg einen Brief, worin er, wie schon früher, ihn beschwor, von seiner Hestigkeit abzustehen und einen gelindern Weg einzuschlagen. Merkwürdig, daß er beidemal ihm das Verhalten des Apostels Paulus als das eines Mannes vorhielt, der auf dem Wege kluger Ueberredung mehr gewonnen habe, als auf dem des kühnen Angriffs. Luther verstand den Apostel freilich anders, und gab dieß Capito in deutlichen Worten zu verstehen. Dieser mußte von ihm eine Strafrede hinnehmen über seinen Mangel an Muth und Vertrauen. Ein Glück war es für ihn, daß er von diesem schlüpfrigen Boden des Mainzer

Hofes auf einen andern versetzt wurde, auf dem er sich wieder ermannte. Dieß geschah ohne Zweifel, als er im Jahr 1523 einem Ruf nach Straßburg folgte.

Hedio verfolgte eine ähnliche Laufbahn wie Capito. Auch ihn führte der Weg nach Straßburg erst über den Boden von Mainz. Während nun Capito und Hedio, in Verbindung mit Buzer, Zell u. A. in Straßburg ihr Licht leuchten ließen, wie wir sie denn auch eher den Straßburger als den Basler Reformatoren zuzählen, ging in Basel das Reformationswerk mit raschen Schritten seiner weitem Entwicklung entgegen. Der Mann, an dessen Namen die Basler Reformationsgeschichte sich knüpft, wie die Zürcher an Zwingli, die Berner an Berthold Haller, die St. Galler an Badian, die Schaffhauser an Sebastian Hofmeister, ist der auch dem Capito und Hedio befreundete Dekolampad.

Johann Dekolampad (Hauschein, Husgen) ist geboren 1482 in der schwäbischen Stadt Weinsberg, unweit Heilbronn. Sein Vater war ein Kaufmann, von dem wir nichts Bedeutendes wissen; wohl aber war die dem Baslergeschlecht der Pfister entstammte Mutter, nach Capito's Zeugniß, eine verständige, durch Frömmigkeit und Mildthätigkeit gegen die Armen ausgezeichnete Frau. Wie die Erziehung frommer Mütter von jeher mit herrlichen Erfolgen gesegnet war, davon kann die Geschichte, zumal die Kirchengeschichte, zahlreiche Zeugnisse ablegen. Dieser Mutter eines hoffnungsvollen Sohnes gelang es denn auch, den mehr auf das Alltägliche gerichteten Sinn ihres Gatten, der auch den Sohn für „das Geschäft“ erziehen wollte, dahin umzustimmen, daß er in den Plan einwilligte, ihn studieren zu lassen. Die Schule zu Heilbronn bot der großen Mehrzahl hinlängliche Mittel zur Vorbereitung. Der junge Johannes Husgen that es aber bald seinen Mitschülern zuvor, die auch willig seine Ueberlegenheit anerkannten und ihm die Ehre erwiesen, seinen Namen (nach damaliger Sitte) in's Griechische umzubilden. Wenn auch neuere Forschungen es mehr als zweifelhaft machen, daß (wie Capito berichtet) der Knabe schon im vierzehnten Jahr die Universität Heidelberg besucht habe, so ist doch gewiß, daß er noch sehr jung die berühmte Rechtsschule in Bologna besuchte, um nach dem Wunsche seines Vaters sich auf die juridische Laufbahn vorzubereiten. Allein weder das Studium der Rechte, noch das Klima Italiens sagten dem jungen Schwaben zu. Dazu kam noch, daß der Kaufmann zu Bologna, der ihm die nöthigen Gelder übermitteln sollte, dieselben veruntreute. Schon nach sechsmonatlichem Aufenthalte kehrte Dekolampad wieder nach Deutschland zurück. Jetzt wandte er sich nach Heidelberg und schrieb sich in die dortige Matrikel ein, aber nicht um die Rechte, sondern um Theologie zu studieren, nach seines Herzens Wunsch und Drang. Es war freilich noch die mittelalterliche Theologie der Scholastiker, die auch jetzt noch auf den Universitäten gelehrt ward. Und so wurde Dekolampad mit den großen Meistern Thomas von Aquin und Duns Scotus, und mit den Gegensätzen der sich auf Leben und Tod bekämpfenden Schulen bekannt. Zugleich aber vertiefte er sich

auch in die Schriften der mystisch-spekulativen Denker aus der Schule der Victoriner und in die eines Johann Charlier Gerson von Paris († 1429). Diese gaben seinem Geiste mehr Nahrung, als die dürren Scholastiker. Er war überhaupt kein Freund von Schulgezänke und hielt sich sogar absichtlich ferne von dem geistlichen Turnplatze der öffentlichen Disputationen, auf welchem die jugendlichen Geister ihre Kräfte übten in regelrechten Schlußformen (Syllogismen). Lieber zog er sich in die Einsamkeit zurück, um in stillem Nachdenken über die göttlichen Dinge die Wahrheit zu erforschen. Eine Erzieherstelle, die ihm der in Heidelberg residierende Kurfürst von der Pfalz, Philipp der Aufrichtige, übertrug, gab er bald wieder auf, weil sie seiner Neigung nicht zusagte, und eben so wenig zeigte er Lust, schon jetzt eine Pfründe in Weinsberg anzutreten, welche die wohlhabenden Eltern ihm gestiftet hatten. Obwohl er schon dreißig Jahre alt, und auch im Predigen nicht ganz mehr ein Neuling war, zog er doch vor, noch länger zu studieren, und zwar in Tübingen. Er verschmähte es auch nicht, die Freundschaft eines kaum 16jährigen Jünglings zu pflegen, mit welchem er die alten Klassiker durchlas und in dessen Umgang er für Geist und Gemüth Nahrung fand. Dieser Jüngling war kein anderer, als der nachmals berühmte Philipp Melancthon (Schwarzerd) aus Bretten in der Pfalz. Bald aber zog der Ruf Neuchlin's den strebsamen jungen Mann von Tübingen nach Stuttgart. Er wollte sich durch ihn im Hebräischen, dessen Wichtigkeit für das Studium der Bibel er einsah, noch mehr vervollkommen lassen. Dasselbe that er bei einem zweiten Aufenthalt in Heidelberg, indem er dort den Unterricht eines vom Judenthum zum Christenthum übergetretenen spanischen Arztes, Mathäus Adriani, genoß, dem Erasmus das Zeugniß gab, daß er der erste Hebräer sei. Wie hoch Descolampad die Bedeutung des Hebräischen für Theologen anschlug, geht aus einem spätern Brief an Hedio hervor: „Dem lateinischen Hochmuth und der griechischen Weichlichkeit mag das Hebräische sehr unlustig vorkommen; aber es ist eine heilige Sprache und zum Studium der h. Schrift durchaus unentbehrlich; die Unkunde derselben hat eine Menge von Häresien und Irrthümern herbeigeführt. Je weiter man dagegen in ihr fortschreitet, desto mehr muß man sich wundern, wie alles an Klarheit gewinnt, das früher mit Dunkel überzogen war.“ Und nun erst, nachdem er sich allseitig gerüstet glaubte, wagte es Descolampad, die ihm zugesagte Pfarrstelle in seiner Vaterstadt wirklich anzutreten. Schon hier predigte er Christum den Gekreuzigten, wenn auch noch im herkömmlichen Style der allegorisierenden Predigtweise, mit Anschluß an die in der Kirche üblichen Ceremonien. Sein Aufenthalt in Weinsberg war jedoch nur von kurzer Dauer; denn bald nach Antritt seines Amtes wurde er auf Capito's Empfehlung hin durch den Bischof Christoph von Utenheim im Jahre 1515 nach Basel berufen. Wie schon bemerkt, hatte um eben diese Zeit Erasmus seinen Sitz daselbst genommen. Descolampad gieng ihm mit seiner Kenntniß des Hebräischen bei seinen exegetischen Arbeiten redlich an die Hand. Indessen war dieser erste Aufenthalt Descolampads in unserer Vaterstadt

nur ein vorübergehender; denn kaum hatte er angefangen, mit dem Grade eines Licenciaten der Theologie, den er sich auf der Universität erworben, sich in exegetischen Vorlesungen zu versuchen, als er wieder nach Weinsberg zurückkehrte. Hier hatte er die erste Gelegenheit, reformatorisch aufzutreten, indem er einen argen Mißbrauch bekämpfte, der sich mit andern Unziemlichkeiten in das Heiligthum der Kirche eingeschlichen hatte. Bei der äußerlichen Weise, mit der man das Fasten in der Passionszeit betrieb, glaubte man sich berechtigt, am Ostersfeste sich für die vielen Entbehrungen schadlos zu halten, dadurch daß man den Genüssen, die man sich bis dahin versagte, desto unbeschränkter sich hingab. Die weltlustige Stimmung gab sich sogar auch auf der Kanzel kund, indem man jetzt der Phantasie der Zuhörer nicht mehr die tragischen Bilder der Leidensgeschichte vorführte, sondern sie mit Schwänken und Späßen der niedersten Sorte unterhielt. Da ahnte Einer den Ruf des Kukul, ein Anderer das Geschnatter der Gans nach, um den Haufen zum Lachen zu reizen; ein Dritter führte einen Laien, in einen Mönch verkleidet, in seiner Kutte vor den Altar, ein Vierter erzählte komische Geschichten von Petrus. Diesem Anwesen des „Ostergelächters“ (risus paschalis) trat Dekolampad mit gebührendem Ernst entgegen. Er verwarf keineswegs allen Scherz, dessen Berechtigung er im Leben anerkannte; aber dem Heiligen sollte der Scherz fern bleiben; das unziemliche Gelächter vertrage sich nicht mit der Gesinnung eines Jüngers Jesu, von dem wohl geschrieben stehe, daß er geweint, aber nicht, daß er gelacht habe. Die Schrift de risu paschali, deren ersten Entwurf der Verfasser vertilgt hatte, erschien in verbesserter Umarbeitung und in Form eines Briefes an Capito im Drucke, und zwar bei dem Basler Drucker Froben, 1518. Im August desselben Jahres finden wir Dekolampad zum zweiten Mal in Basel, aber auch da nur als eine vorübergehende Erscheinung; denn nachdem er daselbst seine griechische Grammatik zum Druck bereitet und die theologische Doktorwürde erlangt hatte, folgte er schon im Spätjahr einem Ruf an die Hauptkirche in Augsburg. Aber auch diese Stelle versah er nicht lange. Er wollte sich in die Stille des Klosterlebens zurückziehen, um ungestört seinen Studien zu leben. Er that den wichtigen Schritt, den Luther einst unter ganz andern Gemüthsbewegungen gethan hatte, mit großer Besonnenheit und nur unter der Bedingung, daß er auch im Kloster nach der Regel des göttlichen Wortes leben, und daß er wieder austreten dürfe, wenn er in anderer Weise dem Worte Gottes nützen könne. Das Gotteshaus, in das er am 23. April 1520 eintrat, lag in der Nähe von Augsburg; es war das Brigittenkloster Altenmünster. Der Fürstbischof Philipp von Freisingen, in dessen Sprengel es gehörte, war ein frommer Mann und dem Dekolampad schon von früher her befreundet. „In den ersten Monaten gefiel mir die Lebensweise,“ schreibt Dekolampad an seinen Freund Birkheimer; aber bald wurde ihm anders zu Muth. Schon die strenge Lebensart des Ordens war seiner Gesundheit nicht zuträglich; noch weniger aber konnten seinem in evangelischer

Erkenntniß fortgeschrittenen Geiste die geistlosen Andachtsübungen zusagen. Er war unterdessen auch mit Luthers Schriften bekannt geworden, dessen Erscheinung in Augsburg im Jahr 1519 und Verantwortung vor dem päpstlichen Legaten Cajetan noch in frischem Andenken der dortigen Bevölkerung waren. Seine beifälligen Aeußerungen über den Wittenberger Mönch wurden ihm von seinen Klosterbrüdern übel verdacht, und nachdem er vollends sein Büchlein „von der Beichte“ hatte erscheinen lassen, worin er seine von der herrschenden Ansicht abweichenden Gedanken kundgab, brach der Sturm gegen ihn los. Auf dem Reichstag zu Worms 1520, auf dem bekanntlich Luther vor Kaiser und Reich sein großes Wort gesprochen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen,“ hatte der Beichtvater Karls V., der Franziskaner Glapio den Dekolampad bereits als einen Anhänger des nun in Acht und Bann erklärten Mannes bezeichnet. Und da nun Acht und Bann auch dessen Anhänger treffen sollte, wie konnte das Kloster ihn vor Verfolgung schützen? Freimüthig erklärte er seine Bereitwilligkeit auszutreten, wenn man glaube, daß seine Ketzerei die Andern anstecke. Einige der Brüder waren ihm selbst zur Flucht behülflich. Sie schickten ihm Pferde und schafften ihm Reisegeld. Und so verließ er nach einem Aufenthalt von zwei Jahren das Kloster und den Mönchsstand zugleich mit dem Geständniß, daß ihm der Mönch verloren gegangen sei, er aber den Christen gefunden habe (*Amisi monachum, inveni Christianum*).

Dem Kloster war Dekolampad entflohen; aber nun wohin sich wenden? Erst hielt er sich in Mainz bei Capito verborgen. Das Gerücht ging, er sei gefangen. Wohl wäre ihm ein Lehrstuhl in Heidelberg, ein anderer in Ingolstadt offen gestanden, hätte er es über sich vermocht, seine Ueberzeugung dem Vortheil zu opfern. Nichts konnte ihm daher willkommener sein, als die Einladung des edeln Franz von Sickingen, auf seinem Schloß, der Ebernburg (unweit Kreuznach), die Stelle eines Kaplans zu versehen. Das Geschlecht der Sickingen war ein altes, ruhmvolles Geschlecht. Schon im Reuchlinischen Handel hatte sich Franz, wie sein Freund Ulrich von Hutten, als Gegner der Dunkelmänner hervorgethan. Die Ebernburg war ein Asyl geworden für die Verfolgten. Hutten nannte sie „eine Burg der Gerechten.“ Als Luther im Jahr 1520 nach Worms gereist, hatte ihm Sickingen daselbst, jedoch vergebens eine Zufluchtsstätte angeboten. Dagegen hatten, außer Hutten, selbst ein Caspar Aquila, Martin Buzer, Johann Schwebel sich hieher geflüchtet. Dekolampad folgte dem Rufe. Er versah den Gottesdienst in der Schloßkapelle und erlaubte sich schon hier manche Neuerungen. Er las die Evangelien und Episteln nicht mehr in lateinischer, sondern in deutscher Sprache und verkündigte dem Hausgesinde das Wort Gottes nach evangelischen Grundsätzen in aller Einfachheit. Selbst den Freunden schien die Neuerung, die der Schloßkaplan hinsichtlich der Messe vorgenommen, bedenklich. Hedio glaubte ihn warnen zu sollen, allein Dekolampad blieb seinem Verfahren getreu. „In göttlichen Dingen,“ so ließ er sich vernehmen, „leidet unser

Nicht keine Beschränkung, und wenn also eine Aenderung der bisherigen Gebräuche zum Lobe Gottes und zum Nutzen der Nächsten dient, so sehe ich nicht ein, was uns hindern sollte, diese Aenderung zu wagen.“ Der Boden, auf welchem der Prediger auf der Ebernburg das Wort Gottes ausstreute, war freilich, wie er selbst klagt, noch ein harter; er verglich sich dem Säemann im Evangelium, der auf das Steinichte sät. Einigen Ersatz bot ihm die Beschäftigung mit der Wissenschaft. Er übersezte die Homilien des großen Kirchenlehrers Chrysostomus aus dem Griechischen in's Lateinische. Für wissenschaftliche und schriftstellerische Arbeiten aber war damals nicht leicht ein Aufenthalt geeigneter, als der in Basel mit seinen Druckereien. Es war auch in der That ein Druckerherr, Kratander, der dem Schloßkaplan auf der Ebernburg sein gastliches Haus in Basel anbot, mit der Aussicht, daß sich auch wohl bald eine Stelle für ihn finden werde. Dekolampad, dem Basel keine fremde Stadt mehr war, nahm die Einladung an und verabschiedete sich von seinem Freund und Beschützer. Seines Bleibens auf der Ebernburg würde auch ohnehin nicht mehr lange gewesen sein; denn bald nachher ward Sickingen mit dem Kurfürsten Richard von Trier in eine Fehde verwickelt, in welcher er (7. Mai 1523) das Leben verlor auf seiner Beste Landstuhl, die der Feind eroberte. Seine irdischen Ueberreste sind in der dortigen Kapelle beigesezt.

„Daß die Herzen wacker sein, laß uns beten, daß, wenn immer Christus uns rufen wird, wir nicht zurückweichen, auch nicht in einem Worte, mit dem festen Entschluß, auch die höchste Glückseligkeit dieses Lebens dran zu geben im Namen Christi.“ So hatte Dekolampad um Pfingsten 1522 an seinen Freund Hedio geschrieben. Im Herbst desselben Jahres wies ihm Gott das Feld an, da er diese Gesinnung erproben sollte. Den 17. November 1522 langten zwei Flüchtlinge in Basel an, die sich unter dem Schutz der gastlichen Stadt zu bergen gedachten, Ulrich von Hutten und Dekolampad. Hutten verließ Basel bald wieder, nachdem er von Erasmus die tiefsten Kränkungen erfahren; er wandte sich dem benachbarten Mülhausen zu. Aber auch da war seines Bleibens nicht. Nach mancherlei Stürmen, und von einer unheilbaren Krankheit gebeugt, starb er endlich einsam auf der Insel Ufnau (im Zürchersee) auf die er sich zurückgezogen (29. August 1523). Dekolampad bezog einstweilen die ihm von Kratander angebotene Wohnung in dessen Hause; Beschäftigung fand er in der Herausgabe seines Chrysostomus. Aber noch ehe das Jahr zur Reize gegangen, sah er sich in den Dienst der Basler Kirche gestellt, wenn auch vorerst in einen sehr bescheidenen. Der Pfarrer von St. Martin, Antonius Zanker, litt an der Gicht (Podagra) und bedurfte eines Vicars. Dekolampad versah das Vicariat. Und wiederum nicht lange ging es, so erhielt der gelehrte Mann auch Gelegenheit, seine wissenschaftlichen Kenntnisse zum Besten der Universität leuchten zu lassen. Der Rath übertrug ihm — nicht ohne Widerspruch der römischgesinnten Partei — einen theologischen Lehrstuhl. Neben Pellican, der die Sprüche

Salomo's erklärte, griff er gleich die wichtigsten Bücher der Bibel heraus, den Propheten Jesaja aus dem Alten, den Apostel Paulus aus dem Neuen Testament, und unter den Briefen des letztern wiederum den wichtigsten, den Brief an die Römer, den auch Luther und Melancthon als Kern und Stern der ganzen Bibel bezeichnet hatten. Luther äußerte seine Freude über Deskolampads Auftreten in einem Brief (Januar 1523) an seinen Freund Gerbel in Straßburg: „Recht sehr freut es mich, daß Johann Deskolampad zu Basel über den Jesaja liest, obgleich ich höre, daß Viele ein Mißfallen daran haben. Allein das ist nun einmal das Schicksal der christlichen Lehre. Auch durch diesen Mann wird uns Christus einiges Licht oder Aufschluß über die Propheten geben, was unsern Zeiten ebenso noth thut, als den frühern.“ Und an Deskolampad selbst schrieb er unterm 20. Juni: „Der Herr stärke dich in deinem Vorhaben, den Jesaja zu erklären, obgleich mir geschrieben wird, daß Erasmus keinen Gefallen daran habe; aber dieß möge dich nicht beirren. Wie viel Erasmus von geistlichen Dingen versteht oder zu verstehen vorgiebt, das zeigen seine Büchlein zur Genüge, die frühern sowohl als die neuesten. . . . Er hat gethan, wozu er geordnet war, er hat die Sprachen eingeführt und von den frivolen Studien (der Scholastik) die Gemüther abgelenkt. Möglicherweise wird er mit Mose im Lande Moab sterben; zu den bessern Studien (d. h. zur wahren Einsicht in das innerste Wesen des Christenthums) gelangt er nicht. Ich wollte, er stände jetzt einmal davon ab, die Schrift mit seinen Paraphrasen (Umschreibungen) erläutern zu wollen; denn er ist der Aufgabe nicht gewachsen und hält die Leser auf, in die Schrift selbst einzudringen. Er hat das Seinige gethan, indem er das Schlechte nachwies; das Gute zu zeigen und in das Land der Verheißung zu führen, das vermag er, so viel ich sehe, nicht.“ Der Brief schließt mit den Worten: „Christus, der in dir wohnt und durch dich wirkt, der wird dich nicht verlassen. Bitte du auch für mich, der ich so mit äußern Geschäften überladen bin, daß ich Gefahr laufe, vom Fleisch aufgerieben zu werden, der ich doch im Geist begonnen habe. . . . Die Gnade Christi sei mit dir.“

Noch früher aber als mit Luther war auch Deskolampad mit dem ersten Reformator der Schweiz, Zwingli, in brieflichen Verkehr getreten. Am 10. Dezember 1522 hatte er an ihn geschrieben: „Wundere dich nicht, guter Zwingli, wenn ich, noch ehe ich deine persönliche Bekanntschaft gemacht, mir herausnehme, einen freundschaftlichen Brief an dich zu richten. Du magst dieß dem Ruhm deiner Tugenden, dem persönlichen Wohlwollen, ja Christo selbst zu gut halten, von dem diese Gaben gleich einer köstlichen Salbe auf dich herabgeflossen sind. Sind wir doch, wie der Apostel sagt, den Einen ein Geruch des Lebens, den Andern ein Geruch des Todes. Du bist mir ein Geruch des Lebens; denn während mir von dir so viel Gutes gerühmt wird, das ich nicht ohne besonderes Wohlgefallen vernehmen kann, werde ich meiner eigenen Untüchtigkeit mir bewußt, und so verspüre ich unwillkürlich in mir einen Zug

mich dir auf's Dringendste zu empfehlen, damit ich durch deinen Wohlgeruch um so reichlicher erquickt werde. Habe ich auch keinen besondern Anlaß, an dich zu schreiben, so mag schon das Anlaß genug sein, dir Glück zu wünschen, was ich hiemit von ganzem Herzen thue, und das mit um so größerm Recht, da du dich als einen Mann beweisest, der von Allen geliebt zu werden verdient. Oder wer sollte den nicht lieben, der Christi Werk mit so vielem Eifer treibt, seine Schafe mit so großer Treue weidet, der den Wölfen so furchtbar ist und sich zu einer Mauer aufwirft für das Haus Israel, der uns in Wort und Wandel die alten Lehrer der Religion vor Augen stellt? Denn solches und viel Anderes mehr haben mir Leute von dir gerühmt, denen ich vollen Glauben schenke, und deshalb wünsche ich dir Glück. Ich freue mich aber, durch die Nachbarschaft etwelche Gelegenheit erhalten zu haben, dir meine Achtung schriftlich zu bezeugen, wenn mir auch das Vergnügen deiner persönlichen Bekanntschaft noch nicht zu Theil geworden ist. Mögest du diesen Schritt mit gewohnter Güte aufnehmen im Namen dessen, der der Liebe Urheber und die Liebe selbst ist. Ich bitte Gott, daß er dir ein immer reicheres Maaß von Kraft und Eifer schenke und dich immer fruchtbarer sein lasse, damit ich recht oft durch gute Nachrichten von dir und deiner Wirksamkeit zum Preise des Evangeliums Christi erfreut werden möge.... Fahre also fort und siege, nicht für dich, sondern für uns, für Christus! Laß, lieber Zwingli, mit diesem Brieflein den Grund gelegt sein zu einer christlichen und vertrauten Freundschaft. Es grüßt dich Andreas Kratander. Lebe wohl in Christo". —

Wir müssen uns nun die Zustände Basels etwas näher ansehen beim Eintritt Dekolampads in seine doppelte Wirksamkeit, als Prediger und Lehrer.

Wir haben schon gesehen, daß Andere ihm im Stillen vorgearbeitet. Ja, auch an öffentlichen Kundgebungen (Demonstrationen) hatte es nicht ganz gefehlt, wenn sie auch vor der Hand unterdrückt wurden. Wir erinnern an jenen Pfarrer Wilhelm Rüdublin von St. Alban, der bei der großen Prozession des Fronleichnamfestes 1521 statt der Reliquien eine Bibel vortragen ließ, auf der in großen Buchstaben zu lesen war: „BIBLIA, das ist das rechte Heiligthum, das andere sind Todtenbein“. Es war darüber zu unruhigen Auftritten zwischen Priesterschaft und Volk gekommen, und das Ende war, daß Rüdublin ausgewiesen wurde. Er gieng nach Wytikon im Kanton Zürich und schlug sich in der Folge zu der Partei der Wiedertäufer, mit denen er innerlich mehr Verwandtschaft hatte, als mit den ruhig und besonnen auf der Bahn des Fortschritts wandelnden Reformatoren. Rüdublin war zum Glück nicht der Einzige, der die reformatorischen Ideen in Basel vertrat, noch vor dem Auftreten Dekolampads. Da stand als Leutpriester am Spital Wolfgang Wyßenburg, von dem eine alte Basler Chronik meldet: „Dieser junge gelehrte Mann fing auch an, die Wahrheit des göttlichen Wortes zu verkündigen; der überkam den Anhang der Gemeinde viel fester, als

der Vorige (Köublin). Er fing an, die lateinische Messe auf deutsch zu halten, damit man hören möge, worauf sie gesetzt wäre. Damit waren aber die Pfaffen nicht wohl zufrieden; doch wollte es ihnen da nicht gelingen, wie vorher (mit Köublin); denn dieweil er ein Bürger war und sein Vater des Raths, der auch große Gunst hatte, mußten sie ihn bleiben lassen“.

Aber nicht nur die „Pfaffen“ (der Klerus, d. i. die Geistlichkeit), sondern auch die Professoren der Universität waren ihrer Mehrzahl nach der Reformation abgeneigt. Jener Thomas Wyttenbach von Biel, zu dessen Füßen noch Zwingli gesessen und der seine Zuhörer auf den Tod Christi als das einzige Lösegeld für unsere Sünden hingewiesen, hatte Basel gerade zu der Zeit verlassen, als Dekolampad dahin kam. Er war nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, wo er bis an seinen Tod (1526) in reformatorischem Geiste wirkte. Dagegen stand der gelehrte und aufgeklärte Dr. Ludwig Ver (Bär, Ursus), Stiftspropst zu St. Peter, ein geborner Basler und Sohn eines Rathsherrn, auf der Seite der Gegner. Er hielt es mit Erasmus, der nur eine allmählig sich verbreitende Aufklärung in den höhern und gebildeten Ständen anstrebte, der demokratischen Bewegung aber, welche die Reformation mehr und mehr annahm, von Grund aus abgeneigt war. Ähnlich wie Erasmus, urtheilte er von Luther, er sei der ungeschickte Führer einer an sich guten Sache (*optimum causam ab ipso non optime agi*). Auch Johannes Gebwiler (Sattler) und Johann Romanus Wonnecker vertheidigten die alte Theologie gegen die neue. Auf Seite der Letztern aber standen als Freunde und Anhänger Dekolampads außer dem schon genannten Barfüßer Conrad Pellican und Wolfgang Wyßenburg, Marx Bersy, Leutpriester bei St. Leonhard, der Predigermönch Hans Sündly und der Augustiner Thomas Geyerfalk.

Die Parteien fingen an, sich immer gründlicher zu scheiden, je mehr Luthers Ideen mit Hilfe der Basler Presse auch unter dem Volk in Umlauf kamen. Dem Uebel zu steuern, entschloß sich Wonnecker, in einer öffentlichen Disputation die Lutherische Lehre darnieder zu kämpfen. Schon waren die Thesen, über die er um Weihnachten 1522 disputieren wollte, an den Kirchthüren angeschlagen, schon wurden von Constanz her der Weihbischof Johann Faber, von Zürich aus Zwingli erwartet, als sich die Sache zerschlug.

Dagegen wurde nun Zürich der Kampfplatz, auf welchem zuerst auf schweizerischem Boden die Kräfte der beiden entgegenstehenden Glaubensparteien sich messen sollten; im Januar 1523. Auch Dekolampad wurde auf die Disputation eingeladen; allein der friedliche Mann war kein Freund von solchen öffentlichen Kampfspiele. „Du weißt“, so schrieb er (17. Januar) an Zwingli, „wie viele Jahre her in den Schulen auf's Heftigste gestritten und gefochten worden ist, aber je mehr man sich in Worten gezanft hat, desto größerer Schaden ist daraus der Wahrheit erwachsen. Wenn die Rechthaberei nicht schon der Disputation vorausgeht, so folgt sie ihr doch sicherlich auf dem Fuße. Diese Rechthaberei erzeugt Streitsucht,

und diese führt noch andere, weit ärgere Uebel mit sich". Und ganz ähnlich äußerte er sich wenige Tage nachher gegen Hedio in Mainz: „Was anders erzeugt die Disputation als Zänkerey, und was die Zänkerey anders als Zwist, und was der Zwist anders als Haß? Wo aber Haß ist, wie soll da die Wahrheit gedeihen"? (Quid parit disputatio quam disceptationem, quid disceptatio? lites. Quid lites? Odium. Ubi odium, quomodo veritati salvus est locus?). Und wiederum an Zwingli, als dieser die Einladung zur oben erwähnten Wonnecker'schen Disputation abgelehnt hatte: „Welcher redliche Mann, welches redliche Herz, dem an jenem Frieden etwas liegt, den uns Christus so dringend empfohlen hat, wird leichtsinniger Weise sich in einen Kampf einlassen, von dem er nichts Gutes, wohl aber Verspottungen in Fülle davon tragen wird? Was soll anders von einer solchen Versammlung gehofft werden? Wohl dem, der nicht Theil hat am Rathe der Gottlosen. Du handelst also der Klugheit gemäß, wenn du zu Hause bleibst". Und so blieb auch Dekolampad zu Hause, als in den letzten Tagen des Januars das erste öffentliche Religionsgespräch auf dem Rathhaus in Zürich gehalten wurde, dem auch Sebastian Hofmeister von Schaffhausen und Andere beiwohnten. Das Ergebnis fiel besser aus, als der ablehnende Dekolampad anfänglich vermuthet hatte. Für Zürich gab es den Ausschlag, und auch für Basel blieb die Frucht nicht aus. Dekolampad fühlte sich selbst durch den glücklichen Ausgang gehoben. Ja, seine Befürchtung scheint schon früher sich in bessere Hoffnung verwandelt zu haben, und diese sah er nun erfüllt. „Es ist gekommen", schrieb er den 16. Februar, „wie ich es hoffte, und nie war mir eine Hoffnung sicherer, als diese. Ich wußte, daß Christus, der Herr, seine Sache nicht verlassen werde; er ist nahe allen denen, die ihn anrufen". Noch mehr. Dekolampad schlug nun selbst, auch für Basel, den Weg der Disputation ein, den er erst hatte vermeiden wollen. Im August 1523 veröffentlichte er eine Anzahl von Sätzen, die er an einem Sonntag Nachmittags im großen Collegium zu vertheidigen sich anheischig machte; aber er verwahrte sich dabei auf's Feierlichste, daß er nicht Willens sei, zur Kurzweil einen bloßen Schulstreit zu führen, sondern daß es ihm mit der Sache ein heiliger Ernst sei; „nicht in häbrischer (zänkischer) Disputation", sondern „in freundlicher Berichtigung und Zusammenvergleichung heiliger Schrift" sollte der geistige Kampf vor sich gehen.

Die Sätze Dekolampads lauteten dahin:

1. Die Worte Christi, die durch seinen heiligen Mund oder durch seine Werkzeuge, die Apostel, geredet sind, sind Geist und Leben, und werden mit Recht das Brot des Lebens genannt, durch das auch wir leben sollen. Alle weltliche Philosophie dagegen und die pharisäischen Aufsätze und menschlichen Lehren sind Fleisch und darum zu nichts nütze, oft sogar schädlich, und werden mit Recht Träber genannt, mit denen der verlorene Sohn nicht mag gesättigt werden.

2. Der Unglaube ist die Hauptursache, daß das Wort Gottes bei Vielen so unkräftig ist und, wider seine Art, keine Wunder wirkt. Es ist nothwendig zum Bau Gottes, daß die Predigt vom Kreuz, d. i. des Glaubens, reichlicher und vor allem andern dem Volk verkündigt werde. Wem die Predigt des Glaubens mißfällt, dem mißfällt Jesus, der Gekreuzigte. Das wahrhaftigste und heilsamste Evangelium, von Christus und seinen Aposteln besonders befohlene, ist die Predigt von der Vergebung der Sünden und das Heil, das in Christo, nicht aber in den Werken und Genugthuungen besteht. Da alle unsere Gerechtigkeit unrein ist, wie mag es denn sein, daß unser Heil wo anders her entstehe, denn aus dem Glauben, der nichts der Creatur, sondern alles der göttlichen Barmherzigkeit zuschreibt.

3. Das wahrhaftigste Evangelium, das würdig ist, von Jedermann angenommen zu werden, ist, daß auch die allergrößten Sünder einen freien Zutritt haben zu Christo und daß wir keiner Fürbitte bedürfen. Aber gottlos ist und zuwider der evangelischen Lehre, wenn uns geboten wird die Anrufung der Heiligen. Das heißt den Glauben an Christum wegnehmen, nicht aber ihn mehren.

4. Das wahrhaftigste Evangelium ist, daß Gott seines eingebornen Sohnes nicht geschont, sondern ihn für uns in den Tod dahin gegeben hat. So er ihn uns hat gegeben, hat er mit ihm uns alle Dinge gegeben; denn die, so Christo angehören, sind Herren aller Dinge. Welche Brüder Christi sind, die sind durch Christum Priester und Könige, und sind nicht mehr unter, sondern über dem Gesetz, nicht mehr Knechte, sondern Herrn, auch über Zeit und Ort, über Speise, Kleider und Werke. Wer solches läugnet, verdunkelt die Gnade Christi und sucht die Freiheit umzubringen, die uns das Blut Christi „erarnet“ (erworben) hat. Daher nennt der Apostel in heiligem Eifer die Lehre derer eine teuflische Lehre, die da Speisen und Ehe verbieten. Nichts desto weniger bleiben bei der großen christlichen Freiheit unverrückt die Gesetze und die Gerechtigkeit der weltlichen Gewalt, und da steht es am besten um das Regiment des gemeinen Wesens, wo Christus seinen Vorgang hat und regiert in Lehre und Leben. —

Obgleich die Gegner die Disputation zu verhindern suchten und ein förmliches Verbot dagegen von Seiten des Rectors und der Universität auszuwirken vermochten, fand sie dennoch statt. Ueber das Einzelne wissen wir nichts; doch schrieb Erasmus um diese Zeit an Zwingli in Zürich: Oecolampad hat bei uns die Oberhand (Oecolampadius apud nos triumphat). Er selbst freute sich jedoch dieses Triumphs nicht; er spendete zwar dem Reformator noch alles Lob, bedauerte aber, daß er für Ermahnungen unzugänglich sei, auch wenn sie von befreundeter Seite herkommen.

Die Disputationen waren nun einmal im Zuge. Bedeutender noch als die erste Zürcherdisputation im Januar, war die zweite im October 1523, auf welcher über Bilder und

Messe auf's Ausführlichste gestritten wurde, und womit die Zürcher Reformation für einmal ihren Abschluß erhielt. Auch in Basel brachte das darauf folgende Jahr 1524 in kurzer Zeit zwei Disputationen nacheinander.

Der Leutpriester von Bieftal, Stephan Stör aus Dießenhofen (Kanton Thurgau), hatte, dem Gebote der päpstlichen Kirche zuwider, sich verehlicht. Ueber diesen Schritt wollte er sich öffentlich rechtfertigen; er erhielt von dem Rathe zu Basel die Erlaubniß, in einer öffentlichen Disputation die Rechtmäßigkeit der Priesterehe darzuthun. Am Sonntag Invocavit schlug er seine Thesen an und den 16. Februar fand sich eine zahlreiche Zuhörerschaft zur Disputation ein. Doch wollte Niemand das Wort ergreifen, trotzdem, daß Stör die Versammelten geistlichen und weltlichen Standes dazu aufforderte. Da wandte er sich an Dekolampad mit der Bitte, daß er als bestellter Ordinarius der heiligen Schrift auf der löblichen Hohen Schule zu Basel sein christliches Gemüth und Herz zu Aller Unterweisung um Gottes willen aufschlösse und eröffnete. Dekolampad berief sich auf das, was er schon längst in Predigten und Schriften über diese Sache nach Anleitung der Schrift (besonders 1 Cor. 7) gelehrt habe, und setzte noch einige bestätigende Worte hinzu. Nach ihm sprachen Pellican und Andere. Unter den Anwesenden fand sich auch der edle Hartmuth von Kronberg, der Schwiegersohn Sickingens, der gleichfalls in Basel seine Zuflucht gesucht hatte. Obwohl er, so ließ er sich vernehmen, nur ein Laie sei und an Einsicht der Geringste unter den anwesenden Brüdern, so habe er doch das Evangelium in gutem Deutsch gelesen und wisse folglich, daß das, was seine Vorredner mit vielen Aussprüchen der heiligen Schrift bewährt hätten, die lautere, göttliche Wahrheit sei. Mehr nur zum Schein, und von Stör dazu aufgefordert, übernahm Bonifacius Wolhart die Stelle des Opponenten. Die von ihm dargebrachten Gegen Gründe wurden leicht widerlegt, und Stör ging als Sieger aus dem Kampfe hervor. Auch er hat, wie jener Rdublin, sich später der wühlerischen Partei angeschlossen, von der die evangelische Reformation sich fern hielt.

Bedeutender wurde eine zweite Disputation, die wenige Tage auf die von Stör veranstaltete, folgte. Ein junger Edelmann aus Frankreich, der mit Entschiedenheit, ja mit einem überwallenden Feuereifer sich zur reformatorischen Lehre bekannte, aber eben deshalb aus seinem Vaterlande vertrieben, als Flüchtling umherirrte, hatte in Basel eine Zufluchtsstätte gefunden. Es war Wilhelm Farel aus Gap in der Dauphiné; er kam zunächst von Meaux, dessen Bischof Briçonnet der evangelischen Lehre zugethan war, später aber ihr untreu wurde. Dekolampad hatte sich des Flüchtigen angenommen, und seiner Aufforderung gemäß geschah es, daß der Fremdling es wagte, mit dreizehn Sätzen, die er öffentlich anschlagen ließ, die Priesterschaft der alten bischöflichen Stadt zum Kampfe herauszufordern. Die Sätze lauteten also:

1. Christus hat uns die vollkommenste Lebensregel gegeben, zu welcher wir weder etwas hinzu, noch davon thun dürfen.
2. Den Geboten Gottes soll man gläubig nachkommen; denn zu ungöttlichem Wesen würde es führen, einer (andern) Partei anzuhängen oder nach einer andern als Christi Vorschrift uns zu richten.
3. Es ist unchristlich und jüdisch, in Unterscheidung von Kleidern, Sprüchen und Ceremonien seine Frömmigkeit zu suchen.
4. Ebenso ist es gefährlich, lange Gebete aufzusagen und nachzusprechen, die der christlichen Form nicht gemäß sind. Besser wäre es, das darauf verwandte Geld für Almosen zu geben. Aus allen Kräften soll man alles zur Einheit richten; dieß geschieht, wenn das Volk zum Lesen der heil. Schrift angehalten wird.
5. Des christlichen Priesters Beruf und Amt ist, dem Worte Gottes obzuliegen und zwar mit solchem Eifer, daß ihm nichts für höher gilt. Hier zeigt sich bei Vielen eine verdammliche und äußerst schädliche Sorglosigkeit.
6. Christi Gebote zu Menschenatzungen erniedrigen und Menschenatzungen zu Geboten Christi erheben, ist ein Werk des Teufels. Verdammt ist der Geiz derer, die aus Habsucht predigen, zu thun was verboten ist und zu unterlassen was man thun soll.
7. Wer das Evangelium ungewiß und zweifelhaft macht, der unterdrückt es, und wer nicht seinen Bruder ohne Falschheit lehrt oder die Menschen mehr fürchtet als Gott, der schämt sich des Herrn.
8. Wer aus eigener Kraft und Macht selig zu werden hofft und in Selbsterhebung sich durch den freien Willen zu einem Gott macht, der wird durch seine Gottlosigkeit verblendet.
9. Man soll am meisten um das bitten, was der heil. Geist eingiebt. Gott allein sollen die Christen ihre Opfer darbringen.
10. Wer gesunden Leibes ist und Zeit und Kräfte nicht ausschließlich zur Verkündigung des göttlichen Wortes verwendet, ist laut apostolischem Befehl zur Handarbeit verpflichtet.
11. Der Christ soll sich hüten vor Fastnachtspielen, vor jüdischer Gleichnerei im Fasten und vor allem, was nicht aus Eingebung des Geistes geschieht, besonders vor den Götzen.
12. Was nach jüdischen Satzungen riecht und der christlichen Freiheit eine Fessel anlegt, das soll man in christlichen Kirchen nicht dulden.
13. Unser Leitstern soll Jesus Christus sein, durch dessen Kraft (und nicht durch die der Gestirne oder eines andern Elements) alle Dinge allein regieret werden. Dieß

wird geschehen, sobald alles nach evangelischer Norm gestaltet sein wird. Hader und Zank ist zu meiden, damit der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, in unsern Herzen wohne.

Farel sollte erst die Erlaubniß der Universität einholen, über diese Thesen disputiren zu dürfen. Die Erlaubniß wurde ihm abgeschlagen. Auch dem Dr. Ber waren die Thesen zu stark. Anderer Meinung als die Universität war die Regierung, und als jene ein Verbot erließ, das allen ihren Angehörigen mit Relegation drohte, wenn sie der Disputation beiwohnten, so antwortete die Regierung mit einem Mandat vom 24. Februar, worin sie das Benehmen der Universität mißbilligte, und allen Predigern, Priestern und allen Universitätsgenossen gebot, solcher Disputation beizuwohnen, um wahren Bericht über die göttliche, heilige Lehre zu vernehmen. Sollte sich Jemand unterstehen, dem Mandat entgegen zu handeln, so soll ihm „das Mahlen, Backen und feiler Markt verboten und abgeschlagen“ sein, und die, welche Pfründen vom Rathe bezogen, sollten derselben verlustig gehen. — Dieß wirkte. Die Disputation fand unter großem Zulauf statt. Farel sprach lateinisch, aber mit französischem Dialekte. Dekolampad machte den Dolmetscher. Er bewunderte die feine Dialektik des Mannes. Um so mehr ist zu bedauern, daß die Einzelheiten des Gespräches nicht auf die Nachwelt gekommen sind. Und so müssen wir uns mit der Nachricht einer gleichzeitigen Handschrift begnügen: „Es kam viel Gutes davon, es nahm das Wort Gottes sehr zu; es entstanden davon viele christliche Lehren.“ Farel selbst erhielt indessen eine Weisung des Rathes, um Pfingsten Basel zu verlassen. Der damals in den höhern Kreisen noch alles geltende Mann, Erasmus, hatte sich durch Aeußerungen Farels über seine Person (er hatte ihn einen Bileam und eine Wetterfahne gescholten) äußerst verletzt gefunden, und seine Ausweisung betrieben. Nicht leicht könnte man auch zwei verschiedenere Charaktere finden, als den kühn voranschreitenden Farel und den furchtsam sich zurückziehenden Erasmus. Mit Empfehlungen von Dekolampad an Luther verließ Farel unsere Stadt. Ob er wirklich nach Wittenberg gekommen, steht dahin. Wir finden ihn später in Mämpelgard, und dann in Aelen (Aigle) an der Gränze des Wallis, damals unter Bernischer Herrschaft. Dekolampad blieb mit ihm in freundschaftlichem Briefwechsel und suchte auch das etwas heftige Temperament des Franzosen mit deutscher Besonnenheit zu mildern. Er erinnerte ihn sehr weise daran, wie es am Ende nur in Gottes Hand stehe, die Herzen der Menschen umzuwandeln. Auch weiterhin hat Farel sich um die Reformation Neuenburgs und der Umgegend, und noch vor Calvins Auftreten um die Reformation Genfs verdient gemacht. Er starb hoch betagt den 13. September 1565.

Haben wir auch keine urkundlichen Nachrichten über den Vorgang und die unmittelbaren Folgen der Farel'schen Disputation, so zeigt uns doch ein Blick in die Briefe Dekolampads aus dieser Zeit, daß ihm der Muth gewachsen war und mit ihm das Vertrauen in den

Sieg der Wahrheit. Aber überstürzen wollte er nichts. Das Meiste hoffte er von der nachhaltigen Verkündigung des Wortes Gottes. Und daran ließ er es nicht fehlen. Schon um Weihnachten 1523 hatte er, dem Beispiele Zwinglis folgend, angefangen, ganze Bücher der heil. Schrift dem Zusammenhang nach von der Kanzel her zu erklären. So entstanden seine „öffentlichen Vorträge“ (Demagorien) über die Briefe des Johannes. Nicht nur an Sonn- und Festtagen, auch in den Wochenpredigten, sah er eine aufmerksame Zuhörerschaft um sich versammelt. Die Wochenpredigten waren eine Frucht der Reformation. Sie traten an die Stelle der täglichen Messe. Nicht Deskolampad allein, auch Pellican und Luthard bei den Barsüßern gingen mit dem Beispiel voran, und zwar Pellican auf ausdrückliches Verlangen eines Theils der Bürgerschaft. Solches verdroß den großen Haufen der Mönche, und bald hieß es: Wochenpredigten röchen nach dem Lutherthum. Es war mit Händen zu greifen, daß nicht sowohl die neue Form, als der Inhalt der Predigten ihnen ein Dorn im Auge war, und so kam es nun auch bald zum Kampf der einen Partei gegen die andere, auch von der Kanzel her. Diesem „zweispältigen Predigen“ suchte die Regierung durch ein Mandat zu begegnen (und dieses ist das erste, das in Religionsfachen erlassen wurde), wonach allen Pfarrern, Leutpriestern, Seelsorgern, sowohl in den Pfarrgemeinden als in den Klöstern eingeschärft wurde, hinfort nichts anderes zu predigen, denn allein das heil. Evangelium und die Lehre Gottes, „frei, öffentlich und unverborgten,“ und die Beweise einzig und allein aus der heil. Schrift zu führen; alle andere Lehre, die dem Evangelium nicht gemäß ist, rühre sie von Luther oder andern Doctoren her, soll man, sowie „alle Stempeneien,“ bei Seite lassen. Auch das gegenseitige Schimpfen und Schmähen auf den Kanzeln, es möge offen oder verdeckter Weise geschehen, wurde auf's Strengste untersagt. Gleichwohl kam es auch jetzt noch, und jetzt nur um so mehr, zu Ausbrüchen der verhaltenen Kampflust. Eines Tages verklagte der Prediger Lienhart zu St. Peter den Prediger Wolfgang Wyßenburg im Spital, daß er das Friedensmandat übertreten habe. Er hatte nach Röm. 16, 17. 18 vor denen gewarnt, „die da Zertrennung und Aergerniß anrichten, die nicht dem Herrn Christo, sondern ihrem Bauche dienen und durch süße Worte und prächtige Reden verführen die unschuldigen Herzen.“ Wolfgang zeigte sich zu öffentlicher Verantwortung bereit, und mit Bewilligung der Regierung schlug er zehn Sätze (Thesen) an, denen er eben so viele Antithesen entgegen stellte:

I. Es kann aus der Schrift bewiesen werden

1. Daß Christus das wahre und einzige Licht sei, das alle Menschen erleuchtet.
2. Daß, da wir Feinde waren, Christus für uns geboren wurde und für uns gelitten hat, wozu er nicht durch eines Menschen Tugend ist bewogen worden; sondern er hat sich uns hingegeben umsonst aus Liebe.
3. Daß Christus sei der einzige Mittler und Fürsprech und Verjöhnung für unsere Sünden.

4. Daß es der christlichen Freiheit (die des Geistes ist) widerspreche, wenn wir uns den menschlichen Geboten unterwürfig machen.
 5. Daß Christus in einem Opfer uns, die Geheiligten, vollendet habe.
 6. Daß der hochwürdige Tisch des Herrn allen Gläubigen aufgerichtet sei unter der Gestalt des Brotes und Weines.
 7. Daß das neue Leben bestehe in völliger und evangelischer Buße.
 8. Daß, wer nicht arbeitet, auch nicht essen soll.
 9. Daß ein Priester soll eines Weibes Mann sein.
 10. Daß die Gläubigen erhalten werden, die Ungläubigen schon jetzt gerichtet sind.
- II. Hinwiederum kann aus der Schrift nicht bewiesen werden:
1. Daß Maria, die Mutter Gottes, und die Heiligen in anderer Weise Richter seien als durch Lehre und Beispiel.
 2. Daß Maria durch ihr Verdienst Christum aus dem Himmel herabgelockt habe.
 3. Daß die Heiligen, die hier gewandelt, uns bei Gott vertreten oder eigentlich für uns bitten.
 4. Daß die Gewissen durch menschliche Ueberlieferungen gebunden seien.
 5. Daß die Messe ein Opfer sei.
 6. Daß die Laien das Abendmahl nur unter einer Gestalt genießen sollen.
 7. Daß die Ohrenbeichte und die Genugthuung durch unsere Werke im Worte Gottes geboten sei.
 8. Daß es Gott versucht sei, die Arbeit zu gebieten.
 9. Daß den Priestern die Ehe verboten sei.
 10. Daß ein Fegfeuer sei nach diesem Leben.

Ueber den Hergang und Ausgang dieser Disputation wissen wir eben so wenig, als über den der Farel'schen. Selbst die gedruckten Exemplare der Thesen sind eine Seltenheit geworden. Aber wir können schon aus diesen Thesen entnehmen, wie die Gegensätze der Lehre sich gegen einander abgesetzt haben. Mochte man noch so ernstlich das zwiespältige Predigen verbieten, es ließ sich nicht mehr verhindern, bis endlich eine Anschauungsweise die andere verdrängt hatte. Es mußte zu einem Entscheid kommen. Dieser kam in Basel nicht so schnell, wie in Zürich. Es ist ein mühseliges Geschäft des Geschichtschreibers, die einzelnen Fortschritte zu verzeichnen, die hie und da gemacht wurden und die Rückschritte, die wieder folgten, bis endlich durch des Volkes immer kühneres Drängen die zögernde Regierung dazu gebracht wurde, den übergetretenen Strom der Massenbewegung in ein gesetzliches Bett zu leiten und das mit ihrer menschlichen Autorität zu besiegeln, was in Gottes ewigem Rath begründet war.

Die Reform begann mit den Klöstern und Stiftern. Schon am 1. Februar 1525 übergaben die Chorherren des Stiftes zu St. Leonhard aus eigenem Antriebe ihr Gotteshaus sammt der dazu gehörigen Pfarrei mit allen Rechten und Gerechtsamen, mit allen Zinsen, Zehnten, Gefällen und Nutzungen der Stadt, wogegen der Rath das Versprechen gab, sie und ihre Nachkommen in Schutz und Schirm und Bürgerrecht aufzunehmen. Aber nicht alle Gotteshäuser kamen der Reform so willig entgegen; am wenigsten die, welche das Licht der Prüfung zu scheuen hatten.

In dem St. Magdalenen = Kloster der büßenden Schwestern (Neuerinnen) an der Steinen hatten sich mehrere Mißbräuche eingeschlichen; der Rath hob durch eine Urkunde vom 13. Februar das Kloster auf, indem er den Schwestern frei stellte, sich ihre Beichtväter selbst aus der Zahl der Geistlichen zu wählen, während sie bis dahin an die Predigermönche gewiesen waren. Noch weiter schritt die Regierung im Sommer desselben Jahres vor und dehnte die Maßregel auf alle Klöster aus. Wir können es begreifen, wie manche fromme Seele, die an dieses Leben gewohnt war, sich durch ein solches Vorgehen empfindlich verletzt fand. Hören wir darüber den alten Karthäuser Georg, der uns eine Chronik seiner Zeit, von seinem Standpunkt aus geschrieben, hinterlassen hat: „Am ersten Oktober an einem Sonntage fanden sich vier Herren vom Rath bei uns ein mit einer geschriebenen Rathserkenntniß. Darin wurde allen und jeden im Kloster, Mönchen sowohl als Laienbrüdern, in berufener Versammlung angezeigt, wenn unter ihnen sich solche befänden, denen vielleicht das Klosterleben für das Heil ihrer Seelen nicht förderlich zu sein schiene und sie dafür hielten, im weltlichen Stande zufriedener leben zu können, so sollten sich diese in Monatsfrist offen erklären; sie sollten dann frei austreten dürfen und so viel Auskommen an Geld, Gut und sonstigen Dingen wieder erhalten, als sie mit in's Kloster gebracht hätten. Beschließe aber Einer zu bleiben, so soll er für immer, ohne Hoffnung auf Befreiung, auszuharren gezwungen sein; wer aber heraus wolle nach gethaner Versicherung, der habe keinerlei Hoffnung mehr zur Wiederkehr.“ Von den Karthäusern hatte nur Einer, ein Johannes Küffer, von der Erlaubniß Gebrauch gemacht, nach Empfang von 18 Goldgulden. Bruder Georg bezeichnet ihn als einen Abtrünnigen und wirft ihm vor, daß er den Angeber gemacht u. s. w. Die Andern, sagt er, blieben, Dank der Gnade Gottes, standhaft, wenn auch Einige von Anfang schwankten. . . Bei den Predigern sind drei oder vier mit einander abgefallen, ebenso bei den Minoriten (Barfüßern) und Augustinern. Auch in den Nonnenklöstern, im Gnadenthal, an der Steinen, bei den Clarissinnen, sind nicht wenige, ihres christlichen Gelübdes vergessend, in den weltlichen Stand zurückgetreten, und haben sich mit Ehemännern verbunden. . . . Welch trauriges Loos dieser Frauen! Dazu verleitete sie das Anhören des lutherischen Wortes. . . Auf diese Weise entleerten sich nach und nach die Klöster; lieber hätten die Lutherischen gewollt, sie gingen alle-

sammt mit einem Mal zu Grunde; aber das hat Gott nicht gefallen.“ Anders freilich wurde die Sache vom reformatorischen Standpunkt aus angesehen. Was der Karthäuser Georg als Wirkung des lutherischen Wortes bezeichnet, das erschien als Wirkung des göttlichen Wortes von der evangelischen Freiheit, wiewohl ja nicht zu leugnen ist, daß manche auch die Freiheit nur äußerlich faßten. Aber auch unter den im Kloster Zurückgebliebenen war wohl hie und da Einer, der nur aus Scheu den Schritt zu thun bedenklich fand. Von einem Georg Pontanus (daß es etwa gar der Verfasser der Chronik gewesen, ist nicht wahrscheinlich) haben wir noch einen Brief an Zwingli, worin er sich selbst einen Nicodemus, ja einen Pharisäer nennt. Welche Kämpfe überhaupt in manchem Herzen mögen vorgegangen sein, ist nur dem bekannt, der in's Verborgene sieht.

Dekolampad, der seit dem Februar 1525 die förmliche Pfarrstelle zu St. Martin bekleidete, schaffte nach und nach die ihm überflüssig scheinenden Gebräuche ab. So das sich Bestreuen mit Asche am Aschermittwoch, das Weißen der Palmzweige, der Lichter u. s. w. Die Ceremonien der Messe wagte er noch nicht abzuschaffen; er ermunterte aber die Gemeinde, sich persönlich beim heiligen Abendmahl zu betheiligen, das er, wie zu vermuthen, unter beiderlei Gestalt austheilte. Bei der Taufe der Kinder, die er in deutscher Sprache durch seinen Helfer verrichten ließ, ließ er den Exorcismus (Austreibung des Teufels) und andere Ceremonien weg. Dagegen behielt er die Krankencommunion bei, und ermunterte sogar, sich ihrer zu bedienen. Die Baseler Kirche hat auch dieselbe bis auf diesen Tag beibehalten, während sie durch die Zwinglische Reformation in Zürich und anderwärts beseitigt wurde. So vorsichtig indessen Dekolampad verfuhr, so wenig konnte er verhindern, daß ihm von den Anhängern des Alten unbefugte Neuerungen vorgeworfen wurden. Als er in seinen Predigten über den Brief an die Hebräer seine Zuhörer über die untergeordnete Bedeutung der Ceremonien aufzuklären suchte, wurde ihm dieß übel vermerkt, und beinahe wäre ihm das Predigen über diesen Brief von Obrigkeit wegen verboten worden. Sehr gut zeigte aber der Verklagte, daß nicht aus dem Hebräerbrief allein, sondern aus dem ganzen Neuen Testament dieselben Grundsätze könnten hergeleitet werden. Man mußte ihn ferner gewähren lassen. Wie aber zu allen Zeiten die, welchen es an eigener Ueberzeugung fehlt, nach gewichtigen Autoritäten sich umsehen, so geschah es auch hier. Die Regierung wandte sich an Erasmus, um von ihm ein Gutachten über die brennenden Fragen der Gegenwart zu erhalten. Man legte ihm drei Fragen vor, über die er seine Meinung abgeben sollte: 1) Wie es mit der Censur der Bücher zu halten; 2) mit den kirchlichen Gebräuchen, Ceremonien und Fasten; 3) mit der Aufhebung des Cölibates (Ehelosigkeit der Priester) und der Klöster. Die Antwort fiel aus, wie man sie von Erasmus erwarten konnte, ausweichend, schwankend und unbefriedigend. Erst wollte er den Auftrag ganz von sich ablehnen und seinem gelehrten Freunde Ber zuweisen, der dazu viel

geeigneter sei, als er. Rücksichtlich der Bücher warnte er vor namenlosen und aufrührerischen Schriften; aber alles verwerfen könne man nicht, weil sonst auch manches Gute und Nützliche unterdrückt würde. Die Abschaffung kirchlicher Ceremonien betreffend, soll man sich vor Ueber-eilung hüten; man könne es nie Allen recht machen; über den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt wäre es gut, wenn ein ganzes Land sich vereinigte, die Erlaubniß vom päpstlichen Stuhl auszuwirken; dasselbe könnte mit den Fasten geschehen. Was endlich die Priester-ehe betreffe, so sollte man nur würdigen Priestern Freiheit gestatten, während die unwürdigen sie nur zu ärgerm Frevel mißbrauchen würden; doch könne auch darüber nur ein Concil entscheiden oder ein Fürstenconvent. In Zukunft möge man darauf alles Ernstes sehen, daß die Welt nicht mit ungelehrten, müßigen und nichtsnutzigen Mönchen überschwemmt werde. Schließlich rieth er, den Bewegungen der Zeit gegenüber, dieselbe Klugheit des Verfahrens einzuhalten, wie bisher; der Erfolg müsse lehren, ob das, was jetzt so eifrig betrieben werde, von Gott sei oder wo andersher. Inzwischen sei alles fern zu halten, was Anlaß geben könne zu aufrührerischen Bewegungen.

An aufrührerischen Bewegungen fehlte es nun allerdings nicht. Der Bauernkrieg, der im Jahr 1525 in Schwaben und Thüringen ausgebrochen, hatte sich über den Schwarzwald und das Elsaß verbreitet, und war schon in den ersten Tagen des Mai auch bis an die Schweizer-grenze vorgebrungen. Am Tage Philippi und Jacobi erschienen aus den obern Gegenden des Baslergebietes bewaffnete Bauernschaaren vor den Thoren der Stadt, und erst mit Ende Juli (am Tage Mariä Magdalenä) kam unter eidgenössischer Vermittlung ein Friede zu Stande. Die Beschreibung dieser Unruhen möge einer spätern Feder vorbehalten bleiben. Wir erwähnen ihr nur, so weit sie mit der religiösen Bewegung zusammenhing. Die Gegner ermangelten nicht, die Schuld davon auf die Reformatoren und ihre Lehre zu werfen. Aber so ferne Luther den aufrührerischen Bewegungen in Deutschland geblieben war, eben so ferne blieb ihnen Dekolampad in Basel. Wohl aber mischten sich unter die Haufen der Aufrührer die unruhigen Köpfe der Wiedertäufer. So ist mehr als wahrscheinlich, daß der uns schon bekannte Stör von Nestal die Hand dabei im Spiele gehabt. Und so war es denn auch die weit verbreitete Secte der Wiedertäufer, die, wie fast überall, so auch in Basel die ruhige Entwicklung des Reformationswerkes gefährdete. Das Haupt derselben, Thomas Münzer, der aus Sachsen vertrieben, sich nach der Schweiz gewendet, zeigte sich auch in Basel. Er erschien als unbekannter Flüchtling bei Dekolampad, der ihn zu Tische lud. Erst jetzt gab sich Münzer zu erkennen. Es entspann sich ein Gespräch, dem auch der Professor Hugbald beiwohnte, der sogar von Münzer gewonnen wurde. Seine Erscheinung war jedoch nur eine vorübergehende. Auch mit dem bedeutendsten Gegner der Kindertaufe, dem Balthasar Hubmaier aus Friedberg in der Wetterau, nunmehr Pfarrer in Waldshut, kam Dekolampad in schriftliche Berührung.

Aber auch in Basel und dem Basler Gebiete, besonders in dem Homburgerthale, hatte die Wiedertäufererei um sich gegriffen, und so sah sich Dekolampad genöthigt, auch nach dieser Seite hin den Kampf aufzunehmen.

Dekolampads Helfer, J. Gast, hat uns in seinem Tagebuch das Treiben dieser Schwärmer geschildert, die nicht etwa nur theoretisch die Rechtmäßigkeit der Kindertaufe in Frage stellten, sondern, recht tief in das praktische Leben eingreifend, alle bestehenden Rechte und Uebungen, zumal das Recht der Obrigkeit bestritten, und die in ihrem ganzen Benehmen einen durchaus andern Geist verriethen, als den besonnenen, dem Worte Gottes sich unterordnenden Geist der Reformation. Nachdem Dekolampad die Wiedertäufer in Predigten bekämpft hatte, veranstaltete er, zunächst in seiner Wohnung, ein Religionsgespräch mit ihnen; doch waren sie der Belehrung nur schwer zugänglich, und wir müssen später noch einmal auf den Kampf mit ihnen zurückkommen.

Aber nicht nur mit den Gegnern aus der alten Kirche, auch nicht nur mit den schwärmerischen Auswüchsen der reformatorischen Richtung, die in das Revolutionäre umzuschlagen drohten, sondern auch mit dem Manne, von dem die große Bewegung der Geister in Deutschland ausgegangen, an dessen Namen die Reformation überhaupt sich knüpfte, und mit dem er selbst bisher in freundschaftlicher Beziehung gestanden, gerieth der friedlich gesinnte Reformator Basels, ohne daß er den Streit gesucht hätte, in eine harte und unerquickliche theologische Fehde.

Bekanntlich hatte sich Luther in Betreff der Abendmahllehre zunächst mit seinem Kollegen Carlstadt in Wittenberg entzweit; aber der persönliche Streit führte bald zu einer Entzweiung der deutschen und der schweizerischen Reformation, indem Zwingli, wenn auch in anderer Weise als Carlstadt, die Einsetzungsworte: „das ist mein Leib u. s. w.“, an deren Buchstaben Luther festhielt, als bildliche Rede faßte, gleich als hieße es: das bedeutet meinen Leib. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, diesen weit gehenden Streit nach seinem theologischen Zusammenhange zu würdigen. Es möge für unsern Zweck die Erinnerung genügen, daß auch Dekolampad ein bedeutendes Gewicht in die Waagschale gelegt hat durch seine Schrift über den ursprünglichen Sinn der Einsetzungsworte (1525); eine Schrift, die sich durch ihre Mäßigung und Besonnenheit auszeichnet. Mit großer Unbefangenheit werden die auf den Streit bezüglichen Schriftstellen untersucht, und auf die Vorzüge hingewiesen, die eine geistige Auffassung des Sacramentes vor einem bloß äußerlichen und mündlichen Genuße voraus hat. Mußte doch auch Erasmus, an den sich wiederum die Regierung in ihrer Verlegenheit gewandt hatte, dem Buche das Zeugniß geben, daß es ein gelehrtes, beredtes und wohl ausgearbeitetes Buch sei; er würde, sagte er, hinzufügen, auch ein frommes Buch, wenn etwas fromm sein könnte, das mit der Ansicht und dem herrschenden Urtheil der Kirche im Widerspruch steht. Allein Dekolampad verdarb es mit dieser Schrift nicht nur mit den Feinden, sondern auch

mit den Freunden, namentlich mit den Freunden in Schwaben, mit denen er, sowie auch mit Luther, in einen Schriftstreit verwickelt wurde, den zu verfolgen hier nicht der Ort ist. Nur der würdigen Haltung sei gedacht, die Dekolampad auch in diesem Streit einnahm, besonders Luthern gegenüber. So richtete er, nachdem Luther sich in Schmähungen über die Schweizer ergossen, im Jahr 1526 an ihn eine „billige Antwort“, in der es unter Anderm heißt: „Ich lege mich nicht gerne wider dich, den ich erkenne als einen wohlverdienten und theuern Knecht des Evangeliums, durch welchen Gott Vielen die Augen und den richtigen Weg der Wahrheit geöffnet hat, und uns nun zu erkennen giebst, daß auch du wie ein Mensch fehlen und fallen kannst“; und nachdem er ihm seine Empfindlichkeit und Hefigkeit offen vorgehalten, fährt er im Tone der herzlichsten Ermahnung fort: „Ach, nicht also, Bruder! Wir sollen uns nicht einbilden, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittenberg oder Basel, an deine oder eine andere Person; in Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit“. Drei Jahre später war es ihm gegeben, auf dem Gespräch in Marburg (Oktober 1529), Luthern Aug in Auge dieselbe Wahrheit zu sagen; aber zu einem Frieden kam es nicht. Bis über ihren Tod hinaus waren Zwingli und Dekolampad in Luthers Augen ein Gegenstand des göttlichen Zorns und Abscheus. Wie lieblos und seiner selbst unwürdig hat der große Mann über ihr Scheiden aus dieser Welt geurtheilt! — Unbeirrt von den Streitigkeiten der Schule fuhr Dekolampad fort, nach bester Ueberzeugung auch vom Abendmahl zu lehren, und dieser Ueberzeugung gemäß ordnete er denn auch noch in demselben Jahr 1525 die einfache Feier desselben an.

Er beschreibt dieselbe etwas späterhin seinem Freund Erasmus Ritter von Schaffhausen also: „Wir verlesen alles auf der Kanzel bis zu den Einsetzungsworten, die vor dem Altar oder dem Tische des Herrn gesprochen werden; es folgt nun sofort nach gehaltenem Gebet die Communion. Während derselben singt die Gemeinde deutsche Psalmen. Nach beendigter Communion wird die Gemeinde mit einer kurzen Vermahnung entlassen. Nichts liegt mir mehr an, als daß das Volk den rechten Sinn der heiligen Feier festhalte, die Liebe bezeuge und festhalte die Einigkeit des Glaubens mit der katholischen Kirche und sich selbst dadurch als tüchtig erweise, daß es sich der im Schwang gehenden Laster enthalte, seine Sünden bekenne und sich freigesprochen wisse durch die trostreichen Versicherungen des Evangeliums; vor allen Dingen aber, daß es eingedenk sei der Leiden des Herrn und durch das Gedächtniß derselben um so geneigter werde zu brüderlicher Verträglichkeit, und sich dem Herrn dankbar erweise. Indem wir es also halten, schreiben wir einander kein Gesetz vor; ja, wir selbst haben diesen Gebrauch nicht als ein Gesetz empfangen, um so weniger möchte ich ihn Andern als Gesetz aufbringen“. Diese letzten Worte sind wohl zu beachten, wenn wir die Dekolampadische Abendmahlsfeier mit der Zwinglischen vergleichen; Dekolampad redet von einem „Altar“. Darüber

mußte er sich auch gegen den Berner Reformator Berthold Haller rechtfertigen. Er verband aber damit nicht den Begriff eines Opferaltares, sondern die Worte „Altar“ und „Tisch des Herrn“ waren ihm gleichbedeutend. Die Communicanten näherten sich, wie bisher, dem Altar, um dort die heiligen Zeichen und Pfänder zu empfangen, während letztere in Zürich herumgehoben wurden. Diese Verschiedenheit des Ritus, die noch bis auf diesen Tag besteht, gab aber damals nicht den mindesten Grund zu einer Spaltung der schweizerisch-reformirten Kirchen untereinander. Später ward es freilich anders (die Genfer Reformationsgeschichte weiß davon zu erzählen). Zwar verhehlte schon damals Dekolampad den Wunsch nicht, daß in allen Kirchen eine Gleichmäßigkeit der Gebräuche stattfände, wenn es sich thun ließe; aber solches lasse sich nicht erzwingen, und wollte man es, so wäre es nicht gut, man würde sich mit Recht dem Vorwurf aussetzen, als wolle man ein neues Papstthum aufrichten. „Jeder sehe daher zu, daß er seiner Gemeinde das gebe, was ihr am meisten frommt, damit er sie nicht in einem schlimmern Zustand verlasse, als er sie angetreten“. —

Der in St. Martin eingeführte Gebrauch ward auch bei St. Alban und St. Leonhard eingeführt. Aber nun erhob sich auch ein Sturm gegen die Neuerung. Die Regierung vermochte demselben nicht zu widerstehen. Sie befahl, alles wieder auf den alten Fuß zu stellen. Es kamen noch andere Ereignisse hinzu, um das herbeizuführen, was man eine Reaction nennt. Der evangelisch gesinnte Weihbischof Telamonius Limpurger schied aus dem Domkapitel, durch die Gegner vertrieben, und an seine Stelle trat Augustin Marius, gebürtig von Ulm (der Karthäuser nennt ihn einen Basler). Er war Titularbischof von Salona und Weihbischof in Freisingen. Er gehörte keineswegs zu den Dunkelmännern. Er war sogar mit Männern der Reformation, wie mit Badian, befreundet und huldigte im Herzen den freisinnigen Ansichten des Erasmus, aber er theilte auch mit diesem die Abneigung gegen eine Bewegung, welche über die Bestimmungen der katholischen Kirche hinausging, mithin dieselbe in ihren Grundlagen zu erschüttern drohte. An ihm hatte Dekolampad einen nicht unbedeutenden Gegner, da die Berebbarkeit des Mannes zugleich eine glänzende und hinreißende war. Er kam gegen Ende des Jahres 1525 nach Basel. Eine Predigt, die er zu Ehren der Himmelskönigin Maria hielt, forderte den Widerspruch Dekolampads heraus; doch suchte sich dieser erst freundlich mit dem Gegner zu verständigen; aber bald gelangte er zu der Ueberzeugung, daß ein Nebeneinanderwirken beider Männer unmöglich sei; einer werde dem andern weichen müssen. Dekolampads Stellung wurde immer schwieriger, da nun außer Limpurger noch andere seiner Mitarbeiter ihn verließen. Bonifacius Wolfhardt ging nach Straßburg. Pellican folgte einem Ruf nach Zürich; doch erhielt Dekolampad an Hieronymus Bothanus von Maszmünster einen willkommenen Gehülfen.

Die Anstrengungen der Gegenreform machten sich nicht allein in Basel fühlbar, son-

dern in der ganzen Eidgenossenschaft. Der Weg der öffentlichen Disputation, den die reformatorisch Gesinnten betreten, wurde nun auch von den katholischen Orten der Eidgenossenschaft als der erwählt, der am sichersten zum Ziel führe. Der große „Landdisputirer“ Eck dachte schon lange daran, die Scharte auszuweichen, die sein Schwert auf der Leipziger Disputation 1519 davon getragen. Er bot sich selbst der eidgenössischen Tagsatzung zum Vorkämpfer an, und diese ordnete 1526 einen Tag in Baden, auf welchem die beiden Parteien sich messen sollten. Zwingli, auf den es hauptsächlich abgesehen war, erschien nicht, aus gutem Grunde. Dagegen sollte dießmal der Reformator Basels die Sache seiner schweizerischen Glaubensbrüder auf dem Religionsgespräch vertreten. Gerne hätte er gesehen, wenn Basel als Kampfplatz wäre beliebt worden; allein diesem Wunsche wurde nicht entsprochen, und so mußte er sich zur Reise nach Baden entschließen. Er machte sie im Geleite zweier Abgeordneten des Basler Rathes, des Bürgermeisters Abelberg Meier und Urban von Brunn. Von Seiten der Universität erschienen Dr. Ludwig Ver, von Seiten des Bischofs und Domkapitels der Weibischhof Marius und Andere. Der seine Erasmus, an den die Einladung gleichfalls ergangen war, entschuldigte sich mit der Schwäche seiner Gesundheit, die ihm auch in andern Fällen als Ausflucht dienen mußte. Dagegen fanden sich an Dekolampads Seite ein die Pfarrer Wyßenburg, Luthard, Immeli, Geyerfalk. Aus der übrigen Schweiz waren außer den Boten der eidgenössischen Orte die Abgeordneten der schweizerischen Bischöfe von Constanz, Lausanne, Chur erschienen, denen sich eine beträchtliche Anzahl von in- und auswärtigen Theologen anschloß; unter ihnen Berthold Haller von Bern, Dechslı von Schaffhausen, Burgauer von St. Gallen. Am heil. Pfingsttage (den 19. Mai) ward die Disputation unter großer Feierlichkeit eröffnet. Abt Barnabas von Einsiedeln, Dr. L. Ver von Basel, Ritter Stapfer von St. Gallen und Schultheiß Honegger von Bremgarten wurden als Präsidenten erwählt. Von jeder Partei wurden zwei Schreiber bestellt. Außer ihnen durfte Niemand etwas aufzeichnen; doch gelang es dem listigen Custos am Fraumünster in Zürich, Thomas Platter, unter der Verkleidung eines Hühnerträgers, dem Meister Ulrich Zwingli die Neuigkeiten zuzutragen. — Die „Schlußreden“ (Thesen), welche der Disputation zu Grunde lagen, waren dießmal von Eck und seiner Partei gestellt. Sie betrafen die Gegenwart des Leibes Christi im Sacrament des Altars, das Messopfer, den Marien-, Heiligen- und Bilderdienst, das Fegfeuer, die Erbsünde und die Kindertaufe. Wir können dem Gang der Disputation nicht folgen. Wir beschränken uns auf Dekolampads persönlichen Antheil an ihr und auf den Eindruck, den er auf Freund und Feind machte. Wie sich erwarten ließ, stellte er sich von Anfang an auf den Grund der Schrift, während Eck und die Seinigen sich auf die Tradition der Kirche beriefen: „Ueber allen Uebungen steht in unserm Schweizerlande das Landbuch. Unser Landbuch ist die Bibel“. Als Eck entgegnete, man müsse aber das Landbuch verstehen und die Alten ver-

ständen es doch besser, als die Jungen; man müsse also auf jene hören (die Väter der Kirche), entgegnete Dekolampad: „Wer das Landbuch aus diesem selbst zu erklären weiß, der versteht es am besten, er sei jung oder alt“. Er huldigte somit dem Grundsatz, Schrift müsse durch Schrift erklärt werden. Sodann nahm er besonders Antheil an dem Streit über die Marien- und Heiligenverehrung und den Bilderdienst. „Er disputirte“, bezeugt Bullinger, „mit solcher Geduld, Langmuth, Tapferkeit und Geschicklichkeit, daß sich auch seine Widersacher wundern mußten und sein bescheidenes Betragen bei männiglich großes Aufsehen machte. Es sprachen auch Etliche: O wäre der gelbe Mann auf unserer Seite und unseres Glaubens“. Und der Berner Dichter Manuel singt in seinem Liede:

„Oßell, ich gäb' ein Guldin drum,
Ach, daß du Dekolampadium
Zu Baden hättest gesehen,
Mit so großer Demüthigkeit,
Ein Mensch, der gar kein Gallen treyt,
Das müssen's selbst verjähren,
Ein Schlußpred, die er da hat g'lehrt,
Die hat er ehrlich erhalten“.

Sein stilles, eingezogenes Wesen und sein Gebetseifer fielen auch den Gegnern auf. Sein Wirth (zum Hecht) wunderte sich, daß ein Keßer so andächtig beten könne. Das Gerücht hatte sich verbreitet, Dekolampad habe im Kampfe das Gewehr gestreckt, und habe um Frieden gebeten. Die Basler Boten aber berichteten gleich Anfangs nach Hause: „Wir sind in den Sack gebracht, so daß wir uns nichts Gutes versehen können; denn unser Widerpart steht mit großer Macht wider uns. Wir haben es indessen mit Gott gewagt und wollen es in seinem Namen angreifen und ihn um Gnade bitten, unverzagt, es koste Leib und Leben“. Und von dieser Gesinnung zeigte sich Dekolampad durchdrungen bis an's Ende, und achtete auch nicht der Schimpf- und Necknamen, mit denen er beworfen wurde.

Achtzehn Tage hatte die Badener Disputation gedauert. Jede Partei schrieb sich den Sieg zu. Am lautesten triumphirte Thomas Murner, der sich in galligen Redensarten erschöpfte. Er war es denn auch, der die Akten des Gesprächs herausgab.

Nachdem Dekolampad wohl erhalten wieder in Basel angelangt, berichtete er solches an Zwingli in Zürich; er verhehlte ihm nicht seine weitem Besorgnisse und empfahl sich seiner Fürbitte. „Bitten wir Christus, daß er die Seinen nicht verlasse und in Kurzem den Satan unter seine Füße trete“. Er schritt nun auf der betretenen Bahn Schritt für Schritt vorwärts. Wir haben schon oben des deutschen Psalmengesanges erwähnt. Von diesem war der erste Versuch gemacht worden in den Ostertagen 1526, mithin noch vor der Badener Disputation. Allein ein Verbot der Regierung trat dazwischen. Dekolampad machte Gegenvorstel-

lungen, indem er zeigte, wie der Gesang der Gemeinde zur Hebung der Andacht das Meiste beitrage; er fand aber kein Gehör. Das Verbot wurde erneuert. Nichts desto weniger konnte Dekolampad im August an Zwingli schreiben: „Heute und am Laurentiustage sind in meiner Kirche deutsche Lieder von der Gemeinde gesungen worden“. Der Karthäuser Georg macht sich darüber lustig: „die Lieder seien nach der gemeinen Weise der Volkslieder äußerst roh gesungen worden“; während nach andern Berichten die Wirkung (nicht die musikalische, aber die religiöse) eine ergreifende muß gewesen sein, da die Leute dabei „Thränen vergossen, gleich den Juden bei dem Wiederaufbau Jerusalems“.

Nicht ohne Einfluß auf die religiöse Stimmung der Bevölkerung, des einen wie des andern Glaubens, blieben die schreckhaften Ereignisse, von denen die Chroniken des Jahres 1526 melden. Im Sommer wüthete die Pest, die schon im Frühjahr sich eingestellt hatte und bis in den Herbst hinein dauerte. Seit 24 Jahren war keine solche Sterblichkeit mehr gewesen. Ein großer Wetterschaden verheerte im August Felder und Weinberge. Im September ward der Pulverthurm durch einen Blitzstrahl entzündet und in die Luft gesprengt, wobei achtzehn Menschen ihr Leben einbüßten. Sahen die Einen darin eine Strafe Gottes für den Abfall vom alten Glauben, so die Andern ein Gericht, gleichmäßig über alle verhängt, die sich nicht zu dem lebendigen Gott wenden. In diesem Sinne benützte Dekolampad diese Ereignisse zu ernstern Bußpredigten, wozu unter andern die Klaglieder Jeremiä die Texte boten. Seine Predigt über „den Zorn Gottes“ verdient noch jetzt Beachtung. In eben diese Zeit fällt auch sein trefflich gehaltener „Kinderbericht,“ der sich zum Verständniß der Kinder auf's lieblichste herabläßt, und der erst später durch strenger gehaltene, dogmatisirende Lehrbücher verdrängt wurde. —

Das Jahr 1527 schien der Reformation günstiger werden zu wollen, als das vorige; allein der bereits geschürzte Knoten verwickelte sich von nun an immer mehr, bis er endlich mit Gewalt sich löste. Der Rath schwankte noch immer rathlos zwischen den beiden Parteien. Von beiden Seiten suchte er befriedigenden Aufschluß. Nachdem er erst einige Feiertage abgestellt, die Prozessionen beschränkt, das eingezogene Klostervermögen den wohlthätigen Zwecken der Armenversorgung zugewendet und andere nützliche Verordnungen gegeben, ertheilte er den 26. Mai den Predigern beider Parteien den Auftrag, ein Gutachten über die Messe einzugeben, in wiefern sie ein Opfer und ein gutes, Gott wohlgefälliges Werk sei. Von römischer Seite erhoben sich für die Messe neben dem Weihbischöfe Johann Kemp, in Klein Basel, und Ambrosius Pelargus (Stork), Lesemeister der heil. Schrift und Prädicant bei den Predigern. Gegen dieselbe reichte Dekolampad eine Schrift ein, die zu seinen bedeutendsten gehört und die außer ihm noch von sechs andern Geistlichen unterschrieben war: Marcus Berschi bei St. Leonhard, Wolfgang Wyßenburg im Spital, Johann Luthart zu Barsüßern, Thomas Geyer-

falk bei den Augustinern, Balthasar Bögeli, Diaconus zu St. Leonhard und Hieronymus Bothanus, Diacon bei St. Martin. Sie baten die Regierung dringendst, „den entsetzlichen Greuel der Messe“ so bald als möglich abzustellen. Erst nach Verlauf von zwei Monaten erhielten sie den Bescheid, der ganz an Erasmus erinnerte: „Sintemal dieser Handel schwer und nichts freventliches darüber zu beschließen sei, so müsse man die Sache auf ein künftiges ordentliches Concil bringen, und der allgemeinen Kirchen Erkenntniß darüber abwarten.“ Nichts desto weniger erhielten die Prediger die ihnen schon im Jahr 1524 zugegangene Weisung, dem Inhalt der heil. Schrift gemäß zu predigen, was zur Ehre Gottes und zum Frieden dienlich sei. Ja, am 23. September folgte ein weiterer Entscheid, wonach die Messe zwar nicht abgeschafft, wohl aber das Halten derselben dem Gewissen des Einzelnen frei gegeben sein sollte. In den Briefen an seine Freunde hatte sich Dekolampad über dieses Schaukelsystem beschwert: „Wir predigen tauben Ohren und das unheilbare Basel verkennet sein Heil.“ Und wiederum: „Bei uns geht Alles immer im Alten fort und beständig liegen wir im Kampfe mit den Predigern des Antichrists. Endlich, meine ich, sollte doch das Volk es müde werden daß der Widerpart also seine Güter mißbraucht; es wird wohl die Regierung dahin drängen, der verderblichen Controvers ein Ende zu machen.“ Er hatte richtig gesehen. Das Volk ergriff die Initiative. Den 22. Oktober fand eine Versammlung bei den Augustinern statt. Vierhundert Bürger gaben sich das Wort, die Regierung zu einem Entschluß zu drängen. Der Rath schickte den Oberstzunftmeister Jacob Meier (zum Hirschen) an die Bürger mit dem Versprechen, die Sache an die Hand zu nehmen. Er ließ auch auf den folgenden Sonntag die Zünfte versammeln, um sie zur Ruhe zu ermahnen; Volksversammlungen sollten unterbleiben, jeder sich nach dem Mandat richten, wobei es den Einzelnen ja freigestellt sei, ob sie es mit der Messe halten wollten oder nicht. Aber die Bürger verlangten eine feste, eine allgemein giltige Norm. Der Gedanke an kirchliche Gleichberechtigung, (Parität) oder gar an individuelle Religionsfreiheit, wonach Jedem freistehe, zu glauben was und wie er wolle, lagen jener Zeit fern. Einheit des religiösen Bekenntnisses und der religiösen Gebräuche war eine Forderung, von der beide Parteien ausgingen, von der beide das Wohl des Gemeinwesens abhängig machten, und eben deshalb erschien der ausdauernde Zwiespalt als ein Krebschaden dieses öffentlichen Wohls. So konnte denn die Regierung nicht verhüten, daß trotz des Verbotes neue Volksversammlungen gehalten wurden, und zwar in Gestalt öffentlicher Gastmähler auf den Zünften, wozu auch die Geistlichen, die damals keiner Zunft angehörten, eingeladen wurden.

Bei diesen Mahlzeiten von 50 bis 100 Gedecken mag manches gute, aber auch manches ungute Wort unter dem Klang der Becher gesprochen worden sein, von dem die Geschichte nichts meldet. Auch diese Zusammenkünfte wurden untersagt.

Nicht minder groß war seit der Badener Disputation die Aufregung auch in der übrigen Schweiz. Der „Kirchendieb und Ketzerkalender“ Murner's machte böses Blut. Die evangelischen Stände von Zürich, St. Gallen, Schaffhausen, Appenzell hielten Zusammenkünfte, um den Schmähungen ein Ziel zu setzen; aber umsonst. Da erhob sich Bern, und schrieb eine Disputation aus, die Anfangs 1528 in seinen Mauern abgehalten werden sollte. Dekolampad war hoch erfreut; er hoffte, daß dort die Wahrheit siegen, Christus seine Herrlichkeit offenbaren werde. Auch er fand sich neben Zwingli und andern Schweizer-Reformatoren in Bern ein. Er betheiligte sich an dem Gespräch, das vom 6. bis 26. Januar gehalten wurde, namentlich an den Verhandlungen über das h. Abendmahl, wo er nicht nur die römisch-katholische, sondern auch die lutherische Ansicht zu bestreiten fand, die durch den Pfarrer Burgauer von St. Gallen vertreten war. Auch predigte er einmal über die Liebe Gottes, ein schönes Seitenstück zu der Predigt über den Zorn Gottes.

Auch das Berner Gespräch können wir nicht in das Einzelne verfolgen. Für die Berner Reformation war es entscheidend, und auch für die übrigen Kirchen ermutigend. Dekolampad hoffte auch für Basel; allein unterm 11. Februar beklagt er sich gegen Zwingli: „Die Unsrigen werden durch Berns Beispiel nicht im Mindesten bewegt, also daß am Tage ist, wie wenig uns die göttlichen Dinge am Herzen liegen, um von Andern nicht zu reden. Und doch wird die Politik (Staatsraison) keinen Bestand haben, wo die Religion nicht heilig gehalten wird. Indessen wollen wir dem Herrn die Stunde nicht vorschreiben, da er diesem Nothstand ein Ziel setzen wird!“ Und ein ander Mal schreibt er, im Blick auf ein neues Mandat der Regierung, das sich wie die frühern in der Schwebe hielt: „Ich fürchte, daß Basel, weil es immer auf beiden Stühlen sitzen will, einst neben beiden abfalle. Wehe einem in sich getheilten Hause.“ Wiederum kam es zu Volksbewegungen, in denen Dekolampad die Vorboten größerer Zerwürfnisse ahnte.

Am Karfreitag vergriffen sich einige Eiferer an den Bildern in der St. Martinskirche, ohne Vorwissen Dekolampads. Sie warfen sie über den Haufen. Ihre Kühnheit fand Nachahmung. Die anfängliche Zahl von Fünfen wuchs auf Vierunddreißig. Diese räumten am Ostertage nach dem Abendgottesdienste auch in der Augustinerkirche mit den Bildern auf. Tags darauf versammelte sich der Rath und die, welche zuerst das Beispiel gegeben, wurden zur Haft gebracht. Aber das schreckte die Andern nicht ab. Vielmehr legten sie für die Gefangenen Fürbitte beim Rath ein. Es schloßen sich ihnen nicht weniger als Zweihundert an. Der Rath ließ sie ermahnen, auseinander zu gehen. Sie erklärten, sie gingen nicht, bis ihnen entsprechende Antwort geworden. „Eine weise Obrigkeit,“ so ließen sie sich vernehmen, „werde doch die Götzen nicht so hoch halten, daß darum biedere Bürger gefangen gesetzt oder gestraft werden sollten.“ Endlich begaben sie sich auf die Junst der

Zimmerleute zu Spinnwettern. Als der Rath sah, daß es Ernst gelte, gab er nach. Die Gefangenen wurden losgegeben, und in fünf Kirchen der Stadt (St. Martin, St. Leonhard, bei den Augustinern, den Barfüßern und im Spital) sollten die Bilder entfernt werden. Aber auch diese Maßregel erschien als eine halbe. Dem „zweispältigen Predigen“ war damit noch nicht gesteuert, dem Bürgerzwist noch nicht ein Ende gemacht. Der Rath verbot alles Tragen der Waffen und suchte die Ruhe so gut als möglich herzustellen. Auch jetzt wieder erschienen, wie dort im Bauernkriege, eidgenössische Vermittler; von Zürich Hans Bleuler und Meister Jakob Deri. Von Bern wurden Niklaus Manuel und der Seckelmeister Tillmann abgeordnet; doch scheint dieß Mal nur die Zürcher wirklich als Vermittler aufgetreten zu sein. In Uebereinstimmung mit Dekolampad drangen sie auf Einberufung des großen Rathes; aber die Regierung wollte auf die Vermittlungsvorschläge nicht eingehen. Die katholische Partei hatte in ihr noch immer eine starke Vertretung. Im Juli wurde zwar der Rath erneuert, allein auch vom neuen Rathe versprach sich Dekolampad nicht allzuviel, obgleich neben Abelberg Meier, dem Bürgermeister, Jakob Meier (zum Hirschen) zum Oberstzunftmeister gewählt wurde. Beide Männer waren entschieden auf der Seite des Reformators.

Um die Verwirrung noch größer zu machen, erhoben die Wiedertäufer aufs Neue ihr Haupt, deren Wühlereien der unterhöhlte Boden der Volkskirche ganz willkommen war. Sie boten sogar den Papisten im Stillen die Bruderhand, um die evangelische Partei um so sicherer zu erdrücken. Dekolampad hatte einen schweren Stand. Auch persönlichen Angriffen sah er sich ausgesetzt. Nun wurde auf seine Veranstaltung hin den 10. Juni ein öffentliches Religionsgespräch mit den Wiedertäufern in der St. Martinskirche gehalten. Aber auch dieß führte, wie sich erwarten ließ, zu keiner Verständigung. Die Obrigkeit griff in so weit durch, daß sie den 14. Mai 1528 eine scharfe Verordnung gegen die Wiedertäufer und ihre Winkelprediger erließ. Aehnlich wie in Zürich und anderwärts wurde mit körperlichen Strafen und Gefängniß gegen sie eingeschritten. Noch im Laufe des Sommers wurden einige der Wiedertäufer ergebene Männer und Frauen öffentlich ausgepeitscht und über die Grenze gewiesen, Andere eingesperrt. Allerdings ein seltsames Mittel der Bekehrung! Wenn selbst ein Dekolampad, noch in den Anschauungen seiner Zeit befangen, solches Verfahren gewähren ließ, so war er es doch, der weit lieber auf dem geistigen und allein zulässigen Wege der Belehrung mit gutem Beispiel voranging. So besonders auch auf der Landschaft. Hier ließ er im Herbst 1528 durch seinen Helfer Hieronymus Bothanus die erste Kirchenvisitation halten, mit der auch sein durch christlichen Ernst und Milde ausgezeichnete Hirtenbrief in Verbindung steht, den er an die Geistlichen der Landschaft richtete. Er schließt seine väterlichen Ermahnungen mit den Worten: „Lasset uns die Hand nicht abziehen vom Pfluge, sondern beharren bis an's

Ende. Beseßigen wir uns demnach der Eintracht und ergreifen wir mit beiden Händen, was zur Förderung der Liebe dient“.

Die in der Regierung wie im Volk herrschende Spaltung wurde immer klaffender. Die Häupter und Glieder des Rathes waren getheilt. Als Vertreter der reformatorischen Partei haben wir bereits Abelberg Meier und Jacob Meier (zum Hirschen) kennen gelernt; dagegen hielten es der Bürgermeister Meltinger und Jacob Meier (zum Hasen) mit der Priesterschaft. Von den Bürgern waren die Bewohner der Spalenvorstadt und des „mindern Basels“ größtentheils den alten Gebräuchen treu geblieben.

Auch bekämpften sich die Geistlichen nicht nur mit Worten von der Kanzel her, es kam sogar zu Thätlichkeiten. Als Dekolampad zu Anfang Septembers 1528 das Programm zu seinen Vorlesungen über den Propheten Daniel nach damaliger Uebung an den Kirchthüren anschlagen ließ, erkühnte sich ein vorübergehender Priester, den Anschlag abzureißen und zu vernichten. Das sah der Augustiner Thomas Geyerfall, ein Anhänger der Reformation. Er warf dem Priester das Ungeziemende seines Benehmens vor, wahrscheinlich in etwas starken, herausfordernden Worten. Der Priester griff zum Messer und suchte es auf den Augustiner. Dieser ergriff jenen, warf ihn zu Boden und entwaffnete ihn. Die Volksmenge lief herbei, und als über dem Ringkampfe der Beiden der Priester von seinem eigenen Messer, das ihm Geyerfall aus den Händen winden wollte, eine leichte Kopfwunde erhielt, erhob sich das Geschrei, Geyerfall habe ihn ermorden wollen.

In der Regierung kam es auch zu ernstern Ausritten, wenn auch nicht zu thätlichen. Im Dezember trat ein Mitglied des Rathes auf und erklärte, keine Sitzung mehr besuchen zu wollen, bis dem Unfug gesteuert sei, und verließ den Saal. Dekolampad hoffte von diesem energischen Schritt einigen Erfolg. Stürmischer ging es in der Bürgerschaft her. Mittwochs den 23. Dezember hatten sich über zweihundert Bürger der reformatorischen Partei auf dem Zunsthause zu Gartnern versammelt. Man beschloß, eine Bittschrift an den Rath zu richten wegen des „zweispältigen Predigens“. „Nicht Lust am Aufruhr sei es“, bemerkten die Bittsteller, „sondern die Liebe zur Ehre Gottes und zum Frieden der Stadt Basel, was sie zu diesem Schritt bewege“. Sie verlangten Entfernung aller der Prediger, welche nicht nach dem Evangelium lehren und Abstellung der Messe, die „ein Greuel vor Gott“ sei. Auf das künftige Concil wollten sie sich nicht mehr länger vertrösten lassen, und wenn man ihnen erwidern wolle, zum Glauben könne man Niemand zwingen, so sei dieß in sofern wahr, als Gott allein den Glauben schenke; allein damit dürfe eine Obrigkeit, welche falsche Propheten und Aergernisse in ihrer Mitte dulde, sich nicht entschuldigen, so wenig eine Mutter die schlechte Aufführung ihrer Tochter damit entschuldigen könne, Gott müsse sie ziehen. Schließlich wurde die Regie-

rung gebeten, den Gegnern die Bewaffnungen zu untersagen, weil sonst die Bittsteller genöthigt wären, gleichfalls zu den Waffen zu greifen.

Der Bürgermeister Meltinger, dem die Bittschrift durch einen Ausschuß der Bürger überbracht wurde, wollte sie nicht annehmen; er hieß die Bürger auseinander gehen. Diese aber faßten Posten auf ihren Sammelplätzen und nahmen, nachdem sie nun auch zu den Waffen gegriffen, eine drohende Stellung ein. Der bestürzte Rath versammelte sich. Man ordnete die bei der evangelischen Partei beliebten Häupter, den Bürgermeister Adelberg Meier und den Oberzunftmeister Jacob Meier zum (Hirschen) an sie ab. Sie wurden mit Ehrerbietung empfangen. Die Bittschrift wurde überreicht und das Versprechen gegeben, man wolle sich zurückziehen, wenn der Rath verspreche, binnen zwei Tagen eine Antwort zu geben. Ebenso wurde die Gegenpartei, die auch ihres Ortes zur Sammlung gerufen, zum Rückzug bewogen. Aber es war ein Waffenstillstand, von dem Jeder einsah, daß er nur der Anfang eines unvermeidlichen Bürgerkrieges sei, wenn nicht schleunige Abhülfe kam. Diese wurde wiederum von den befreundeten evangelischen Mitständen erwartet. Dekolampad schrieb im Namen der Bürgerschaft an seinen Freund Zwingli und beschwor ihn, zwei angesehene Männer der Regierung als Vermittler nach Basel zu schicken. „Du und deine Stadt“, schreibt er, „werden sich dadurch nicht wenig um Basel verdient machen“. In ähnlichem Sinne ward nach Bern geschrieben. Es war hohe Zeit. Schon ging das Gerücht von fremdem Kriegsvolk, das sich den Grenzen nahe. Fremde, unheimliche Gesichter, die man im Dunkel der Dezemberrächte auf den Straßen erblickte, schienen dieß Gerücht zu bestätigen. Da erschienen die Herren von Zürich und Bern, die am heil. Weihnachtstage und Tags darauf in Basel eintrafen, als Freunde in der Noth. Auf Ermahnung der Gesandten hin legte die Bürgerschaft die Waffen nieder. Der Rath versammelte sich schon in der Nacht auf St. Stephanstag. Nun meldeten sich aber auch Boten der katholischen Partei, von Schwyz, Uri, Zug, denen sich auch der von Solothurn anschloß, während Schaffhausen, Mülhausen und Straßburg mit Bern und Zürich einig gingen. Die letzte Instanz, zu der die Vermittler ihre Zuflucht nahmen und auf die sie die Streitenden hinwiesen, war wiederum eine Disputation; als ob deren nicht schon genug wären gehalten worden! Auf fünf bis sechs Monate hin sollten die Gemüther noch in Spannung gehalten werden; denn erst 14 Tage nach Pfingsten des Jahres 1529, am ersten Sonntag nach Trinitatis, sollte diese Disputation in der Barfüßerkirche stattfinden, wobei keine andern Beweise gelten sollten, als die aus dem Worte Gottes geführten. Nach abgehaltener Disputation sollten alsdann von Zunft zu Zunft die Stimmen gesammelt und nach der Mehrheit dieser Stimmen entschieden werden. Aber auch die Zwischenzeit bis dahin sollte nicht ungenützt vorübergehen. Vielmehr sollten die Prediger beider Parteien, bei Strafe der Absetzung, gehalten sein, wöchentlich zwei Mal wenigstens zusammen zu kommen und

sich über die Gegenstände zu besprechen; Privatdisputationen sollten der öffentlichen vor-
ausgehen. —

Diese Beschlüsse wurden der Bürgerschaft zur Annahme vorgelegt. Am Morgen des heil. Dreikönigstages, den 6. Januar 1529, fand eine Bürgerversammlung statt. Descolampad trat mitten unter die Versammelten. Er erwog den Ernst dieser Stunde. Der feierlichen Stimmung gab er in dem Gebete Ausdruck, das er laut hielt und in das wohl manche der Versammelten von Herzen einstimmten. Dann erst folgten die Worte der Ermahnung, von denen er hoffen durfte, daß sie Gehör fänden. Schließlich befahl er den Ausgang der Sache Gott. Die Leidenschaft fing an sich zu legen; man fügte sich, wenn auch wohl Mancher mit geheimem Widerstreben, der Anordnung der Regierung. Nicht so willig zeigte sich die Gegenpartei. Neben den religiösen Beweggründen, die ja auch bei denen zu achten sind, welche nun einmal es nicht über ihr Gewissen bringen konnten, mit dem Glauben der Väter zu brechen, machten sich auch politische, oder wenn man will, staatsökonomische Bedenken geltend. Basel bezog seine Einkünfte an Gefällen von Liegenschaften in den benachbarten katholischen Ländern, namentlich im Sundgau, damals unter österreichischer Herrschaft. Es gehörte ein hohes Maaß von Glaubensmuth und Selbstüberwindung dazu, den zeitlichen Gewinn um des ewigen willen in die Schanze zu schlagen. Und was der Einzelne am Ende für sich zum Opfer bringen mag, darf er das auch der Gesamtheit, darf er es ohne Weiteres einer Regierung zumuthen, der die Verwaltung auch des zeitlichen Staatsgutes befohlen ist? Diese Rücksicht ist die billige Geschichte der damaligen Regierung Basels schuldig, wenn sie es auch bedauert, daß eben durch diese Bedenklichkeiten der Sieg der geistigen Güter aufgehalten wurde. In-
dessen ruhte auch die Leidenschaft nicht. Kaum hatten die eidgenössischen Vermittler den Rücken gewendet, so schleuderte der Predigermönch Ambrosius Pelargus (Stork) eine Schmähschrift dem Basler Reformator entgegen, in welcher er auch seinen Privatcharakter angriff. Descolampad beschwerte sich darüber beim Rathe, und obwohl er keine Genugthuung erhielt, blieb er doch seinem Vorsatz getreu, alle Aufregung im Volke zu vermeiden, damit, wie er an einen Freund schreibt, „das Evangelium nicht als Vorwand zu Tumulten benützt werde“. Jener Pelargus verließ auch bald darauf die Stadt, sowie auch der gefährlichere Gegner Augustin Marius. Auch Ludwig Ber legte seine Stelle am Stift zu St. Peter nieder, gegen Zusicherung einer Pension.

Die Besprechungen auf die Disputation hin sollten nun in's Werk gesetzt werden; aber mehrere Geistliche der katholischen Partei weigerten sich, an denselben Theil zu nehmen. Sie wurden ihrer Stellen entsetzt. Es kam so weit, daß in vier Kirchen der Stadt (Münster, St. Ulrich, St. Peter, St. Theodor) vierzehn Tage lang weder Predigt noch Messe gehalten wurde. Als endlich, mit Bewilligung des Bürgermeisters Meltinger, Pfarrer Sebastian

Müller an einem Sonntag die Kanzel von St. Peter bestieg, um wider die neue Lehre zu eifern, entstand darüber große Unruhe, so daß es fast in der Kirche zu Schlägereien gekommen wäre. Abermals rottete sich das Volk zusammen. Aächthundert Bürger, entschiedene Anhänger der Reformation, fanden sich am Tage nach Herrenfastnacht (8. Februar) in der Barfüßerkirche zum Frühgottesdienst ein. Als dieser vorüber war, hielten sie untereinander Rath und beschloffen, nun nicht mehr mit Bitten, sondern mit ausdrücklichen Forderungen vor den Rath zu treten. Der verwandtschaftliche Zusammenhang, in welchem ein guter Theil der Rathsglieder mit Gliedern der Priesterschaft stand, war schon lange ein Stein des Anstoßes für Viele gewesen. Dieser Stein sollte gehoben werden. Alle, so lautete die Forderung, die Verwandte unter der Priesterschaft hätten, sollten bis nach Austrag der Sache, jedoch ihren Ehren unbeschadet, aus der Regierung treten. Es wurden ihrer Zwölf genannt. Obenan stand der Name Meltingers. Dieser trat freiwillig aus. Er flüchtete noch in derselben Nacht in Begleit seines Eidams rheinabwärts. Darüber entstand große Aufregung in der Bürgerschaft. Man hatte den Bürgermeister im Verdacht, daß er vom Ausland, von Oestreich her, Hülfe suche. Immer stürmischer ließ sich die öffentliche Stimmung an. Die Zahl der Aufständer war auf 1200, bald auf 2000 angewachsen. Sie besetzten den Kornmarkt und die dahin ausmündenden Straßen, besetzten das Zeughaus und die Thore. In aller Eile versammelte sich der Rath. Er sandte den Sechser der Schlüsselzunft, Hans Jrmey, hinaus unter das versammelte Volk. Er sollte die Wellen des Aufstands beschwichtigen, die immer höher gingen und bereits an das Rathhaus anschlugen. Mit Ungestüm verlangte das Volk den Austritt der Zwölfe. Endlich willigte der Rath in die Forderung. Aber noch gingen die Bewaffneten nicht auseinander. Sie blieben vor dem Rathhaus aufgepflanzt. Von da schickten sie bewaffnete Umgänge (Patrouillen) durch die Stadt. Ein Trupp von vierzig Mann begab sich auf die Burg (den Münsterplatz) und in das Münster. Einer aus dem Haufen stieß, sei es aus Muthwillen oder zufällig geschehen, mit seiner Hellebarde an einen Reliquienkasten; dieser sprang auf; das Bild des Heiligen fiel zu Boden und brach in Stücke. Nun ging es auch über die übrigen Bilder her. Die Priester und ihre Anhänger eilten herbei zum Schutze derselben. Die Stürmer zogen ab, trafen aber unterwegs auf 300 Mann, die ihnen vom Kornmarkt aus zu Hülfe eilten. Mit dieser Verstärkung kehrten sie in das Münster zurück, sprengten die Thüren des Gotteshauses, die inzwischen von den Priestern waren geschlossen worden, mit Gewalt auf und rissen nun in wilder Zerstörungslust zu Boden, was ihnen von Bildern, Altären, Gemälden, Botiven in den Wurf kam. Vom Münster wogte es weiter; in den benachbarten Kirchen von St. Ulrich und St. Alban geschah Aehnliches. Auf die Mahnung der Regierung ward nicht mehr gehört. „Was ihr mit dreijährigem Rathen nicht ausgerichtet, vollbringen wir in einer Stunde“. So lautete die Antwort. Die Aufregung verbreitete sich

balb über die ganze Stadt. Kein Bild war mehr sicher vor den Stürmenden. Nur wenige steinerne Bilder in Groß-Basel blieben verschont. So die Bildwerke am Münster und das Marienbild am Spalenthor. Die Klein-Basler flüchteten ihre Bilder auf die Kirchenbühne. Erst bei einbrechender Nacht traf der Entscheid des Rathes ein, welcher dem Volkswillen entsprach: Es sollten „die Götzen“ (so hatte man schon lange sich gewöhnt, die Bilder zu be- nennen) in Stadt und Land entfernt, und die Messe abgeschafft werden. Die Regierung nahm nun dem Volke die Arbeit ab, mit den Bildern aufzuräumen. Solches geschah unter dem Jubel der Menge am Aschermittwoch. Das zerscheiterte Holz sollte erst unter die Armen vertheilt werden. Als diese aber anfangen, sich um die traurigen Trümmer zu schlagen, fand man es für besser, das Ganze auf neun Haufen zu werfen und zu verbrennen. Ein ähn- liches Schauspiel wiederholte sich auf den übrigen Kirchhöfen. Selbst die Klein-Basler mußten ihre geflüchteten Schätze herausgeben und in Rauch und Flammen aufgehen sehen. „Ein trau- riges Schauspiel für die Abergläubigen; sie hätten Blut weinen mögen“, schreibt Dekolampad an Capito. — Nachdem der Sturm sich gelegt, erschienen nun abermals, auf Ansuchen der Regierung, eidgenössische Vermittler von Bern, Zürich, Schaffhausen und Constanz. Der Rath wurde erneuert; der vermehrte Große Rath verpflichtete sich gegen die Bürgerschaft am 14. Februar durch einen Eid, „getreulich und ernstlich zu verhandeln, was zu Aufmunterung göttlicher Lehre und zu Wohlfahrt und Nutzen gemeiner Bürgerschaft zu Stadt und Land dienen möge“.

Entfernung der Bilder und Abschaffung der Messe, das war allerdings schon die Lösung der Reformation in Zürich gewesen, und so in Bern, St. Gallen, Schaffhausen und Basel. Aber man würde das Wesen der Reformation einseitig begreifen, wenn man nur dessen ge- dächte, was sie beseitigt, ohne das hervorzuheben, was sie gebaut und zu weiterm Ausbau der Nachwelt überliefert hat. Ueber dem Trümmerhaufen der zerstörten Bilder ging für Basels Reformation nun erst das Licht auf, das hinfort seine Strahlen auch weiter hinaus verbreiten sollte. Zwar für den Augenblick schienen auch die geistigen Interessen Basels gefährdet. Der Mann, den man lange Zeit als den hauptsächlichsten Träger des Lichtes bewundert hatte, Erasmus, und mit ihm noch andere Größen der Wissenschaft und frühere Wortführer der Aufklärung, wie der gelehrte Ludwig Ber. und der witzige Glarean (Voriti), verließen die Stadt und wandten sich dem benachbarten Freiburg zu. Aber es hatte sich auch immer mehr herausgestellt, daß es nicht das Licht der Aufklärung allein sei, dessen die Welt bedürfe, son- dern daß nur der gereinigte Glaube, im Bunde mit der Wissenschaft, der geistig herunter ge- kommenen Kirche und dem mündig gewordenen Volke neue Lebenskräfte zuzuführen im Stande sei. In Basel zog die Erneuerung der Kirche auch eine Reform der Universität nach sich. Zunächst galt es, die Stellung Dekolampads zu Kirche und Schule zu befestigen. Ihm wurde

zu der Lehrstelle, die er als theologischer Professor bekleidete, die Stelle eines Pfarrers am Münster und obersten Pfarrers der Baseler Kirche übertragen, die nun aufgehört hatte, der Sitz eines Bischofs zu sein. Der fromme Christoph von Utenheim, dem die Reformation über den Kopf gewachsen, hatte schon um's Jahr 1524 Basel verlassen und sich nach Bruntrut begeben, von wo aus er mit Erasmus einen Briefwechsel unterhielt; im Jahr 1527 hatte er bei dem Domkapitel seinen Abschied begehrt und sich nach Delsberg begeben, wo er den 16. März desselben Jahres starb. An seine Stelle war Philipp von Gundelsheim getreten, der den 23. September 1527 seinen feierlichen Einzug in Basel hielt, um bald wieder abzutreten. Er schlug (1528) seinen Wohnsitz in Bruntrut auf; das Domkapitel ließ sich 1529 zu Freiburg im Breisgau nieder. Philipp starb in Bruntrut den 3. Oktober 1553. Die Bischöfe von Basel, deren Geschichte hier nicht mehr in unserm Bereich liegt, haben bis auf den heutigen Tag diesen Titel mit den darauf gegründeten Ansprüchen beibehalten. Auch ist es in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in der sogenannten Gegenreformation, dem Bischof Jacob Christoph Blarer von Wartensee gelungen, die ehemaligen Vogteien des untern Bisthums, die bereits die Reformation angenommen hatten (Zwingen, Pfeffingen, Birseck), wieder in den Schooß der katholischen Kirche zurückzubringen. An die Lehrstühle der Universität wurden bald nacheinander berufen: Paul Phrygio von Schlettstadt, Simon Grynäus und Sebastian Münster von Heidelberg aus. Der bedeutendste war Simon Grynäus (Gryner, Greiner), das Haupt einer großen Theologenfamilie, geboren zu Wehringen in Schwaben 1493. Er versah in Basel die Professur des Neuen Testaments und stand mit allen bedeutenden Gelehrten der Zeit in Verbindung; er vertrat unter anderm die sämtlichen schweizerischen Kirchen auf dem Religionsgespräch in Worms 1540. Er starb das Jahr darauf, den 1. August. Seine Gebeine ruhen neben denen Dekolampads.

Vor allen Dingen stellte sich die Reformation, wohin sie immer drang, die Aufgabe, dem sittlichen Verderben einen Damm zu setzen und mit den Grundsätzen des gereinigten Glaubens auch eine neue sittliche Lebensordnung für Geistliche und Weltliche zu gründen. Dieß geschah auch in Basel durch die Reformationsordnung vom 1. April 1529, die Abelberg Meier und der Rath unter Anwünschung des göttlichen Segens der Bürgerschaft vorlegten. Der Titel lautet: „Ordnung, so ein ehrsame Stadt Basel, den ersten Tag Aprilis, in ihrer Stadt und Landschaft fürrohin zu halten erkannt, darin wie die verworfenen Mißbräuche mit wahren Gottesdienst ersetzt, auch wie die Laster, so Christlicher Tapferkeit unträglich, Gott zu Lob abgestellt und gestraft werden sollen, vergriffen ist. Als man zählt nach der Geburt Christi MDXXIX“. Um den Baselfstab stehen die Worte Röm. 1, 16: „Ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben“. Der Raum gestattet nicht, das wichtige Aktenstück mitzutheilen. In dem Vorwort wird ge-

zeigt, wie es mit Abschaffung der Ceremonien und Mißbräuche nicht gethan, sondern wie es hoch von nöthen sei, andere christliche Dinge anstatt der abgestellten Mißbräuche, nach Anleitung des göttlichen Wortes, zu pflanzen, „damit durch gute Ordnung unser Leben (wie wir mit der Gnade Gottes herzlich begehren) künftiglich christlich, dem Nächsten unärgerlich ange richtet werde“. Nun folgt eine Anleitung, wie das göttliche Wort, mit Vermeidung alles Gezänktes, auf Grund der heil. Schrift, Alten und Neuen Testaments, verkündigt werden soll, und wie die Diener des Wortes und der Kirche ihrer Lehre und ihres Lebens halben, „vordem sie gesandt“ (ehe sie angestellt) werden, bewährt werden sollen. Es sollen zu dem Ende Examinatoren aufgestellt werden, welche bei Eides Pflicht die Leutpriester und ihre Diener beaufsichtigen und die Fehlbaren zur Rechenschaft ziehen sollen. Jährlich sollen zwei Synoden abgehalten werden, die eine nach Ostern, die andere um Martini, auf welchen alle Leutpriester und Diacone zu Stadt und Land bei christlicher Liebe und Pflicht erscheinen und schuldig sein sollen, alles das, so ein Jeder an dem Andern straffällig und ärgerlich zu sein wisse, ohne allen Reid zu eröffnen. Damit aber desto geschicktere Diener des Wortes und der Kirche Christi befunden werden, wurden zwei Ordinarii (ordentliche Professoren) bestellt, um die heil. Schrift zu lesen (erklären); der Eine im Neuen, der Andere im Alten Testament, ein Tag um den andern, welche Lectiones alle Priester und Ordensleute bei Strafe anzuhören verbunden sein sollen. — Als Hauptkirchen der großen Stadt wurden bezeichnet unserer I. Frauen Münster, St. Leonhard und St. Peter. Dem Münster wurden die Kirchen zu St. Martin, St. Alban und St. Ulrich als Filiale zugeordnet. Das Kirchspiel von St. Johann wurde St. Peter einverleibt. Die Pfarrkirche der kleinen Stadt blieb St. Theodor. Es folgen dann weitere Anordnungen über das Abhalten der Predigten und Kinderlehren, über Verwaltung der Sacramente und die Seelsorge, über Handhabung der Kirchenzucht, über Krankenbesuch u. s. w. Außer dem Hauptgottesdienst in den obengenannten Hauptkirchen sollten auch, besonders für „die Wandelnden“ (Durchreisenden) und „das Gefinde“ (Dienstboten), Frühgottesdienste gehalten werden bei St. Peter, St. Martin, St. Alban und St. Elisabethen. Dazu kommen denn noch die Nachmittagspredigten, von denen die einen um 12 Uhr im Münster und bei den Barfüßern, die andern (wiederum im Münster) um 4 Uhr gehalten werden sollen. Weiterhin folgen Verordnungen über Eheverlöbniße, Copulation und Ehescheidung, und die Anordnung eines besondern Ehegerichtes. Rücksichtlich der Feiertage sollen außer den Sonntagen und den Festen, die auf einen Sonntag fallen (Ostern und Pfingsten), nur Weihnachten und Himmelfahrtsfest gefeiert werden; hingegen sollen gleichwohl „die Verdienste, hohen Tugenden und Seligkeit der heiligen ewigen Jungfrau Maria, der heiligen Apostel, St. Johannis des Täufers und der lieben Märtyrer Christi begangen werden und die Tage ihres Gedächtnisses im Kalender unverrückt bleiben“. Zu dieser Gedächtnißfeier durch Predigten

sollten die Wochengottesdienste, die auf die Heiligentage fielen, verwendet werden. Auch der Schulen ward gedacht, in welchen die Jungen „zu christlichen Tugenden und zu Vorstehern der Gemeinde gepflanzt und gezogen werden mögen“. Den Schluß bilden die Sittenmandate, „wie die Laster verboten und die Uebertreter derselben gestraft werden sollen“. Obenan steht die Gotteslästerung, unter welcher auch Angriffe auf den im Bekenntniß festgestellten Glauben begriffen wurden. Damit war auch verbunden die äußerste Strenge gegen alle Sondergottesdienste („Winkel-, Wald- und Feldpredigten“) und die Sectirerei, gegen das leichtfertige Schwören, gegen Uebertretung der Feiertage (Sonntagsentheiligung) und Vernachlässigung des Gottesdienstes. Aber auch in Beziehung auf öffentliche Sittlichkeit wurden nicht bloß Todtschlag, Ehebruch und Unzucht mit Strafen bedroht, sondern auch über die Ueppigkeiten der Kleidertracht, über das „Zutrinken“ bei Gelagen und das Verweilen in Schenken und Wirthshäusern über die gesetzliche Zeit hinaus, „wenn das Glöcklein im Münster verläutet hat“, so wie auch das nächtliche Lärmen auf den Gassen, ernstliche Verbote gegeben. Das Ganze schließt mit einer väterlichen Ermahnung an sämtliche zu Stadt und Land wohnende Bürger, Hinterfassen und Angehörige, und mit dem Vorbehalt zeitgemäßer Aenderungen, wenn solche mit der heil. Schrift übereinstimmend seien.

Es faßte hiemit diese Reformationsordnung alles das in sich, was später in verschiedenen Gesetzgebungen der Justiz, der Polizei, des Kirchen- und Schulwesens auseinander gegangen ist. Eine eigene Behörde („die Herrn über die Unzucht“) ward zur Handhabung der Sittenverordnungen bestellt; die Reformationsordnungen wurden bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein von Zeit zu Zeit erneuert.

Wir richten schließlich noch unsern Blick auf den Lebensabend und das Ende Dekolampads. Bald nachdem das Werk der Reformation zu seinem gesetzlichen Abschluß gelangt war, sehen wir Dekolampad auf das Gespräch in Marburg reisen, dessen wir oben bereits gedacht haben. Im Jahr 1531 reiste er nach Ulm, um auch dort eine Kirchenordnung mit einführen zu helfen. Auch das Schicksal der Protestanten in Frankreich und das der Waldenser blieb ihm nicht gleichgültig. Er empfing im September 1530 die Abgeordneten der Lektoren und beantwortete im Oktober desselben Jahres die von ihnen eingereichte Denkschrift. Auch nach Mülhausen, Solothurn, dem Kloster Wettingen hin, wo sich einige der Mönche dem Evangelium zuwandten, erstreckte sich sein Einfluß. Der vielen Briefe nicht zu gedenken, die er mit den Gelehrten verschiedener Länder gewechselt, und der Rathschläge, die er auch in die Ferne hin ertheilt hat. So mußte er auch ein Gutachten abgeben in der Scheidungsgeschichte König Heinrichs VIII. von England.

Aber auch im nächsten Wirkungskreise fehlte es dem viel geplagten Manne nicht an Kämpfen. Die Wiedertäufer machten ihm noch immer viel zu schaffen, besonders auf der

Landschaft. Im Homburgerthale war es zu bedeutenden Unruhen gekommen. Dekolampad wurde im Mai 1531 (kurz vor seiner Reise nach Ulm) in Begleit eines Rathsboten abgeordnet, dieselben zu stillen. Eine schwere Mission! Schon am Eingang des Thales, in Siffach, setzte er sich rohen Beschimpfungen aus. Als er in Läuferlingen die Kanzel bestieg und seine Predigt begann, ward er von einem Führer der aufrührerischen Rote unterbrochen: „Liebe Brüder und Schwestern, wie lange gestattet ihr solches dem geschmierten Pfaffen, dem listigen Wurm, der eurer Seele nachstellt. Jagt ihn zur Kirche hinaus mit seiner Lehre“ u. s. w. Dekolampad ließ sich nicht einschüchtern. Ruhig antwortete er: „Liebe Freunde, bedenket wohl, was ihr thut. Ich stehe hier vor Gott, dem gerechten Richter, ein Abgeordneter unserer gnädigen Herren, des ehrsamten Rathes, euch das heilsame Gotteswort zu verkündigen, und ihr untersteht euch, mich deshalb von der Kanzel zu werfen, oder gar mich umzubringen? Thut es, so ihr billige Ursache an mir habt, wiewohl solches nicht euch, sondern der Obrigkeit geziemt. Ich predige euch die Wahrheit und was zum Heil eurer Seelen dient. Das sollt ihr annehmen, so ihr anders rechte Jünger Christi seid. Hier ziemt es sich nicht, Unfug anzufangen, sondern friedsam zu antworten, und so ich etwas Irriges lehre, mir es zu beweisen. Fromme Leute sind nicht also gesinnt, daß sie ihre Lehrer umbringen, mit Prügeln sie fortjagen, Aufruhr wider sie anstiften, auf die Unwahrheit pochen und alles mit Toben erzwingen wollen. Tyrannen haben die Gewohnheit, alles mit Unsinn anzugreifen, wider Recht und Billigkeit zu handeln, und keine Strafe anzunehmen. Ist Jemand unter euch, der mir beweisen kann, daß ich falsch gelehrt habe, der zeige es an“. An eine Widerlegung war nicht zu denken. Der Rathsbote befahl dem aufrührerischen Haufen beim Eide, sich ruhig zu verhalten und den obrigkeitlichen Anordnungen sich zu fügen.

Gemüthlicher als diese Scene aus der Landschaft war freilich eine andere gewesen, als ein Jahr zuvor (1530) der ernste Prediger des Evangeliums einer „Kilbi“ (Kirchweih) in Liestal bewohnte. Er war in Begleit von 500 Burgern im Harnisch und 1200 (?) Knaben mit „Gewehren und Fähnlein“ hinausgezogen, und hatte Morgens und Abends das göttliche Wort verkündigt, „domit wir wissen, wie wir die Kilbi halten sollten, nit mit Föllerey, Essen und Drinkhen oder schandlicher Ueppikeit, sondern in göttlicher Furcht und brüderlicher Liebe“.

Die letzten Lebenstage Dekolampads wurden namentlich getrübt durch den Gang, welchen die Reformation in der Eidgenossenschaft nahm. Wir wissen, wie das Bündniß, welches die fünf Orte, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Luzern, mit König Ferdinand zu Waldshut geschlossen, und die an dem reformirten Prediger Jakob Keyser (genannt Schloffer) verübte Unthat im Gasterlande, schon im Jahr 1529 Eidgenossen wider Eidgenossen in den Kampf führte, und wie es nur der Beredsamkeit des Landammannes Nebli von Glarus gelungen war, den 26. Juli den Religionsfrieden in Arau zu Stande zu bringen; wie aber bald auf diesen

ersten Kappelerkrieg der zweite folgte (1531), in welchem Zwingli, den 11. Oktober, den Tod auf dem Schlachtfelde fand. Dieser Tod ging unserem Dekolampad tief zu Herzen. Dazu kam, daß auch sein treuer Gehülfe, Hieronymus Bothanus, mit noch dreizehn Basler Bürgern in dem Treffen am Gubel das Leben verlor. Auch die lieblosen Urtheile Luthers über den traurigen Ausgang der Sache und über den Tod des edeln Zwingli betrübten ihn auf's Innigste. Das Anerbieten der Zürcher Geistlichkeit, Zwinglis Stelle zu ersetzen, lehnte er ab, nicht nur aus Bescheidenheit, sondern weil er zu einer Zeit, da die Reformation in Basel noch gar sehr der Befestigung bedurfte, den Posten nicht verlassen konnte, auf den Gott ihn hingestellt. Aber es währte nicht lange, so rief der Herr ihn selber ab.

Seine Gesundheit war unter den vielen Anstrengungen erschüttert. Ein Geschwür (Anthrax) an dem sogenannten heiligen Beine ließ ihm keine Ruhe mehr. Gleichwohl setzte er, nachdem das Uebel entzündlich geworden, noch einige Tage seine Predigten fort; doch bald war er genöthigt, das Bett zu hüten. Wir treten das erste Mal hiemit in den häuslichen Kreis des Reformators. Mitten in den stürmischen Bewegungen des Jahres 1527 hatte er sich, nach dem Tode seiner Mutter, mit einer jungen Wittwe verheirathet, der Tochter des Ritters Johann Rosenblatt, weiland Feldobersten unter Kaiser Maximilian. Sie hieß Vibandis (Wilibrandis) und war früher mit Ludwig Cellarius (Keller) vermählt. Reich war sie nicht, noch weniger stolz und herrschsüchtig. Dekolampad giebt ihr das Zeugniß einer guten Christin und guten Hausfrau. Drei Kinder waren dieser Ehe entsprossen, denen der Vater bedeutungsvolle Namen gab: Eusebius, Althea und Irene (Gottseligkeit, Wahrheit und Friede). Zu diesem kleinen Haushalt gehörte auch noch der Famulus Gundelfinger, nunmehr Zeuge seiner letzten Augenblicke. Ihm und dem gelehrten Freund und Amtsgenossen Dekolampads, Simon Grynäus, verdanken wir die Nachrichten über das Kranken- und Sterbelager des unvergeßlichen Mannes.

Kaum hatte sich das Gerücht von dessen ernster Erkrankung in der Stadt verbreitet, als sich eine allgemeine Bestürzung der Gemüther bemächtigte. Der Rath ermahnte die Aerzte, alle Mittel zur Rettung des theuern Lebens aufzuwenden. Mehrere Glieder des Rathes und angesehenere Bürger fanden sich an seinem Krankenlager ein, oder erkundigten sich nach seinem Befinden. Der Kranke täuschte sich nicht über das Bedenkliche seines Zustandes. Den 21. November, als sich die Seinigen eben zu Tisch setzen wollten, rief er sie zu sich und bereitete sie auf seinen Hingang vor: „Grämt euch nicht, meine Lieben!“ sprach er, „ich scheide nicht auf ewig von euch. Ich gehe jetzt aus diesem Jammerthal hinüber in das ewige Leben. Freude soll es euch sein, mich bald an dem Orte der ewigen Wonne zu wissen“. Darauf feierte er mit seiner Frau, ihren Verwandten und den Dienern des Hauses das heil. Abendmahl. Alle zerflossen in Thränen. „Dieses Mahl“, sprach er, „das ich jetzt mit euch ge-

niese, ist ein Zeichen meines wahren Glaubens an Christum Jesum, meinen Herrn, Heiland und Erlöser. Das treue Zeichen der Liebe, das er uns hinterlassen hat, soll auch mein letztes Lebenswohl an euch sein. Lebe ich bis morgen, so feire ich es noch einmal mit meinen lieben Amtsbrüdern und Freunden in Christo“. Er erlebte den folgenden Tag. Und so berief er durch seinen Diener Gundelfinger die sämmtlichen Geistlichen der Stadt zu sich und redete sie also an: „Ihr seht, liebe Brüder, wie es um mich steht; der Herr ist da, er ist gekommen, schon führt er mich weg von hinnen. Da es also um mich steht, so habe ich euch erst rufen wollen, um meine Seele mit meinen lieben Freunden durch aufrichtige Freude in dem Herrn zu erquickern. Was soll ich euch in dieser letzten Zusammenkunft sagen, ihr Diener Christi, die ihr durch die gemeinschaftliche Liebe zum Herrn, durch dasselbe Streben, dieselbe Lehre auf's Innigste mit einander verbunden seid?. Durch Christus ist uns das Heil erworben und die völlige Hoffnung auf den Eintritt in das Reich Gottes; daher sei ferne von uns alle Traurigkeit, alle Furcht des Lebens und des Todes, aller Zweifel und Irrthum. Das allein, Brüder! liegt uns ob, daß wir in den Fußstapfen Christi, welche wir schon längst betreten, beständig und treu verharren, die Reinheit der Lehre unbefleckt erhalten und unser Leben in allen Stücken dem Worte Gottes gleichförmig machen. So wird Christus der Herr, welcher mächtig genug ist und über das Seinige wacht, für das Uebrige wohl sorgen und seine Kirche beschützen. Wohlan denn, Brüder! lasset euer Licht also leuchten, daß Gott der Vater in euch verklärt, und der herrliche Name Christi durch das Licht euers Lebens und euers aufrichtigen Glaubens gepriesen werde. Haltet euch in wahrhafter Liebe umschlungen und bringet euer ganzes Leben zu als in der Gegenwart Gottes. Vergebens sucht man durch bloße Worte Frömmigkeit einzulösen; es bedarf der Weisheit, des Lichtes, des Lebens und einer wahrhaft himmlischen Gesinnung, wenn wir den Satan besiegen und besonders zu unsrer Zeit die Welt zu dem Herrn Christo bekehren wollen; denn, o Brüder! welches trübe Gewölk steigt auf, welch ein Sturm naht sich, wie sehr nimmt die Entfremdung der Menschen von Gott, der Mangel an Glauben überhand! Euch aber geziemt es, festzustehen und auszuharren; der Herr selbst wird den Seinen beistehen. O könnte ich mit euch die Gefahren theilen und dieses Leben für die Wahrheit dahin geben; doch es bleibt ja unzertrennt die Liebe und unauflöslich das Band in Christo. Die an ihn glauben, haben alles unter einander gemein“. — „Daß ich des Verbrechens beschuldigt werde, die Wahrheit verfälscht zu haben, kümmert mich nicht. Durch Gottes Gnade trete ich mit einem guten Gewissen vor den Richterstuhl Christi. Da wird es offenbar werden, daß ich die Kirche nicht verführt habe. Ich lasse euch als Zeugen dieser meiner Versicherung zurück und bestätige euch als Solche in diesen meinen letzten Athemzügen“.

Die Umstehenden reichten ihm die Hände und gelobten ihm, für das Wohl der Kirche

fernerhin Sorge zu tragen. Die Abendmahlsfeier unterblieb; man hielt, da der Sterbende schon des vorigen Tages mit der Familie communicirt, die Wiederholung für überflüssig und unpassend. Dekolampad gab sich damit zufrieden. „Ich weiß wohl“, sprach er, „daß die Seligkeit nicht in äußerlichen Zeichen und im Essen besteht, sondern im innern Genießen durch den Glauben; daher will ich nicht darauf dringen. Ich will auch solches eurer Liebe angezeigt haben, daß ich es blos darum begehrt habe, um mich mit euch in rechter Liebe und Einigkeit zu erquicken und von euch Abschied zu nehmen“. Nun verließen ihn die Geistlichen. Des folgenden Tages ließ er seine Kinder vor sein Bett kommen, deren ältestes nicht über drei Jahre alt war. Er gab ihnen seinen Segen, und empfahl sie Gott und der Sorge der Mutter und der Schwiegermutter. Noch einmal meldeten sich die Amtsbrüder, die sich von ihrem geliebten Oberhirten nicht trennen konnten. Sie verbrachten die Nacht an seinem Sterbebette. An einen eben eintretenden Freund ließ der Sterbende die Frage richten, was er Neues bringe. „Nichts“, antwortete der Freund. „Aber ich“, erwiderte Dekolampad, „will dir etwas Neues sagen: ich werde bald bei dem Herrn Christo sein“. Als man ihn fragte, ob ihm das Licht beschwerlich falle, deutete er auf das Herz, mit den Worten: „Hier ist Lichts genug“. Mit Anbruch des Tages (am 24. November) verschied er, nachdem er noch den Bußpsalm Davids (Ps. 51) gebetet, mit den Worten: „Herr Jesu, hilf mir aus“. Die zehn anwesenden Geistlichen knieten um sein Sterbelager mit stillem Flehen. — Im Kreuzgang hinter'm Münster ruhen seine Gebeine, vereint mit denen des Simon Grynaüs und Jacob Meier. Die gemeinsame Inschrift auf dem unansehnlichen Grabsteine, die Myconius im Jahr 1542 verfaßt haben soll, lautet:

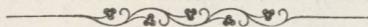
So Eer Gut Kunst hülfend in Noth

Wer keiner von disen Dryen todt.

Berühmter als das bescheidene Grab unsers Dekolampad, dem die dankbare Nachwelt erst vor wenigen Jahren ein eben so bescheidenes Denkmal in der Nähe des Antistitiums errichtet hat, ist das Grabmal des Erasmus im Münster, das noch heute von allen Fremden besucht wird. Der große Gelehrte war, nachdem er Basel verlassen, wieder dahin zurückgekommen, um da zu sterben (1536), und obgleich er den neuen Glauben Basels sich nicht anzueignen vermocht hat, so bleibt doch auch seine Erscheinung, im Zusammenhang mit der eines Holbein und Amerbach, auf's Innigste mit der Culturgeschichte Basels verflochten.

Der Basler Kirche aber schenkte Gott eine neue edle Kraft in dem Nachfolger Dekolampads, Oswald Myconius (Geißhüsler), von Luzern. Unter ihm befestigte sich das Reformationswerk durch die Herausgabe und feierliche Annahme der Basler Confession von 1534, zu welcher Dekolampad den ersten Entwurf noch vor seinem Ende gemacht hatte, und zu der auch die mit der Eidgenossenschaft verbundene Stadt Mülhausen sich bekannte (Mülhusana).

Wie Vieles auch im Laufe von drei Jahrhunderten und darüber sich verändert hat, nicht nur in äußern Sitten, in Verfassung und Gebräuchen, sondern auch in der geistigen Anschauungsweise der Menschen, wie sehr wir auch der Früchte der fortgeschrittenen Bildung uns freuen mögen, in Folge deren so mancher Rest mittelalterlicher Uebungen und Gewohnheiten überwunden worden, wie aufrichtig wir uns zu dem Grundsatz bekennen, daß Verschiedenheit der religiösen Bekenntnisse bestehen könne bei ein und derselben Liebe zu dem einen Vaterland, und deshalb in der gegenseitigen Anerkennung der Confessionen ein Band erblicken, das nur der Fanatismus zu zerreißen sich erkühnen wird: so werden wir nichts desto weniger zu keiner Zeit die Segnungen gering achten, welche die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts unserm engern Gemeinwesen gebracht hat. Mögen auch die Gegensätze, die in der Gegenwart sich bekämpfen, sich anders gestalten und gruppiren, als zur Zeit der Väter, mag unsere Denk- und Ausdrucksweise in manchen Stücken eine andere geworden sein, so werden wir doch im Innersten der Gesinnung uns unseres Zusammenhanges mit den Reformatoren unserer Kirche bewußt bleiben, und darum um so treuer an den Grundlagen festhalten, auf die der Glaube dieser Kirche, nicht erst seit den Tagen der Reformation, sondern seinem innersten Wesen nach, seit der Apostel Tagen sich erbaut hat. Je freudiger wir daher in Absicht auf unsere Zeit uns all das Gute aneignen, das sie uns bietet, indem wir dem Grundsatz folgen: prüfet alles und das Gute behaltet, desto gewissenhafter werden wir Sorge tragen zu dem heiligen Erbe der Väter, und werden uns wohl hüten, es preis zu geben an die flüchtigen, von Tag zu Tag wechselnden Meinungen und Einfälle der Kinder unserer Zeit. Und so wird das biblische Losungswort, das auf den Reformations-Ordnungen und der Confession den Baselftab schirmend umkränzt, auch für uns noch seine volle Geltung haben: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben“.



Inhaltsanzeige der Neujahrsblätter für Basels Jugend.

Nro.	I. Jahrgang	1821.	Jsaak Jselin. 1728—1782.
-	II.	- 1822.	Auszug der Mauracher.
-	III.	- 1823.	Basel wird eidgenössisch. 1501.
-	IV.	- 1824.	Die Schlacht bei St. Jakob. 1444.
-	V.	- 1825.	Die Kirchenversammlung zu Basel. 1431—1448.
-	VI.	- 1826.	Die Stiftung der Basler Hochschule. 1460.
-	VII.	- 1827.	Erasmus in Basel. 1516—1536.
-	VIII.	- 1828.	Scheikh Ibrahim. 1784—1817.
-	IX.	- 1829.	Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
-	X.	- 1830.	Bürgermeister J. R. Wettstein. 1646 und 1647.
-	XI.	- 1831.	Das Jahr 1830.
-	XII.	- 1832.	Die Schlacht bei Dornach. 1499.
-	XIII.	- 1835.	Landvogt Peter von Hagenbach. 1469—1473.
-	XIV.	- 1836.	Das Leben Thomas Platers. 1499—1582.
-	XV.	- 1837.	Das große Sterben 1348 und 1349.
-	XVI.	- 1838.	Das Karthäuser-Kloster zu Basel. 1416—1536.
-	XVII.	- 1839.	Der Rappenkrieg. 1594.
-	XVIII.	- 1840.	Die ersten Buchdrucker zu Basel.
-	XIX.	- 1841.	Die Zeiten des großen Erdbebens.
-	XX.	- 1842.	Hans Holbein der Jüngere von Basel.
-	XXI.	- 1843.	Das Siechenhaus zu St. Jakob.
-	XXII.	- 1844.	Die Schlacht von St. Jakob an der Birs.
Neue Folge.			
-	XXIII.	- 1845.	Die Mauraker und die Römer, Augusta Mauracorum und Basilia.
-	XXIV.	- 1846.	Die Alamannen und ihre Bekehrung zum Christenthum.
-	XXV.	- 1847.	Bischof Haito, oder Basel unter der fränkischen Herrschaft.
-	XXVI.	- 1848.	Das Königreich Burgund. 888—1032.
-	XXVII.	- 1849.	Bürgermeister J. R. Wettstein an der westphälischen Friedensversammlung.
-	XXVIII.	- 1850.	Das Münster zu Basel.
-	XXIX.	- 1851.	Bischof Burchard von Hagenburg und das Kloster St. Alban.
-	XXX.	- 1852.	Das alte Basel bis zum Erdbeben. 1356.
-	XXXI.	- 1853.	Die Bischöfe Adalbero und Otlieb von Froburg.
-	XXXII.	- 1854.	Bischof Heinrich von Thun.
-	XXXIII.	- 1855.	Der Bettelorden in Basel.
-	XXXIV.	- 1856.	Die Zünfte und der rheinische Städte-Bund.
-	XXXV.	- 1857.	Rudolf von Habsburg und die Basler.
-	XXXVI.	- 1858.	Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter.
-	XXXVII.	- 1859.	Basel vom Tode König Rudolfs bis zum Regierungsantritte Karls IV.
-	XXXVIII.	- 1860.	Basel vom großen Sterben bis zur Erwerbung der Landschaft. 1349—1400.
-	XXXIX.	- 1861.	Basel im Kampfe mit Oesterreich und dem Adel. 1400—1430.
-	XL.	- 1862.	Das Basler Conceil. 1431—1448.
-	XLI.	- 1863.	Basel's Schulwesen im Mittelalter. Gründung der Universität. Anfänge der Buchdruckerkunst.
-	XLII.	- 1864.	Basel im Burgunderkriege. 1473—1479.
-	XLIII.	- 1865.	Der Schwaberkrieg und die Stadt Basel. 1499.
-	XLIV.	- 1866.	Basel's Eintritt in den Schweizerbund. 1501.
-	XLV.	- 1867.	Die Theilnahme der Basler an den italienischen Feldzügen. 1503—1525.

In C. Detloff's (ehemals Bahnmaier's) Buchhandlung, Freiestraße Nr. 40, sind diese Neujahrsblätter, ausgenommen Nr. 9, 11, 13, 16, 29, 30, 31, 35, 36, 37, 39, 40 und 42, welche vergriffen sind, um den bekannten Preis zu erhalten. Die Nummern 3, 5, 6, 8, 10, 14, 18, 21, 26 und 32 sind einzeln nicht mehr zu haben. —

